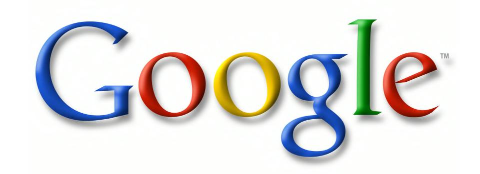


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

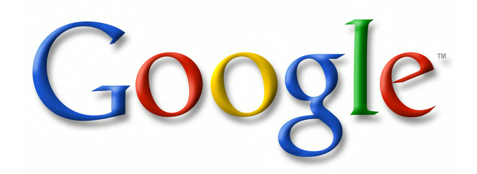
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

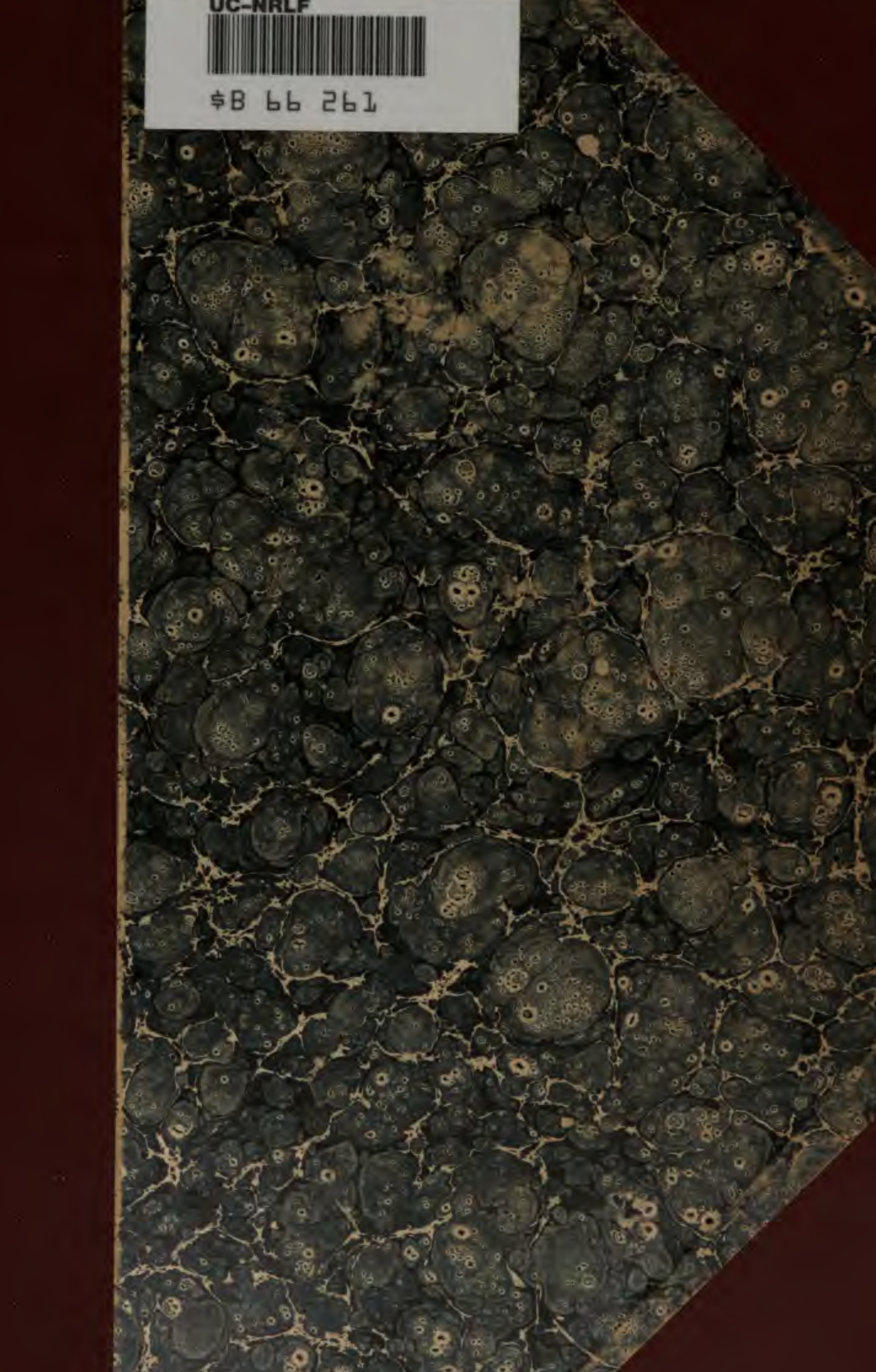
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

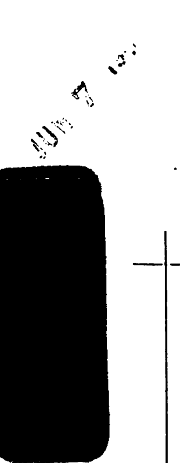
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


UC-NRLF
$B 66 261

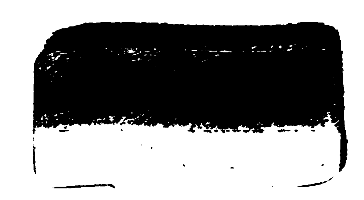


LIBRARY

OF THE

UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class





Studentenleben im 17. Jahrhundert.

Kulturgeschichtliche Bilder

von

C. Beyer.



Schwerin i. M.
Verlag von Fr. Bahn.
1899.

LA729
B4

GENERAL

Alle Rechte vorbehalten.

Herrn Universitäts-Bibliothekar

Dr. Ad. Hofmeister in Rostock

gewidmet.

Einleitung.

Den Jüngling, der der Universität zuzieht, um sich dort zu einem tüchtigen Diener seines Vaterlandes heranzubilden, begleitet unser Volk mit herzlicher Teilnahme, dem wilden Ungestüme kräftig gärender Jugend schaut es lächelnd zu und stellt sich so in stillen Gegensatz zu der ernsten Miene, die das Gesetz dazu machen muß. Der eigenartigen Sprache, die aus dem eigenartigen Leben erwachsen ist, lauscht es gern, denn es hat seinen Wortschatz mit vielen Ausdrücken aus der Studentensprache bereichert; Kommerse feiern hat das entlegenste Städtlein gelernt, und auf Kenntnis des studentischen Komments sind sogar oft die jungen Damen stolz, sie befolgen ihn mit freundlichem Lächeln, dem Vater, dem Bruder oder — einem anderen zuliebe. Die Träger der bunten Mützen und der blitzenden Schläger möchte das Volk bei den Festen zu Ehren des Vaterlandes oder seiner großen Männer niemals missen.

Wir können nicht mehr sagen, daß bei dieser Vorliebe der Umstand ins Gewicht fiele, daß die edelsten Kräfte und Geister des Volkes auf den Universitäten gebildet werden. Die Zeiten sind lange vorbei, in denen der Besuch der Hochschule allein zu dem Anspruche berechtigte, als Gebildeter angesehen zu werden. Heer, Marine, Verkehrsanstalten, Industrie und Handel suchen für die leitenden Stellen gleichfalls nur hoch veranlagte Männer, fördern und bilden die jüngeren Kräfte gleichfalls zu besonderer Höhe, ohne daß der Dienst der Universität zur Hülfe herbeigezogen wäre. Vielleicht aber vermag die Romantik, die noch heute unbeirrt durch die Nüchternheit unserer Tage über dem Studentenleben liegt, dem Volke das Herz so leicht abzugewinnen, denn für diese hat der Deutsche immer Vorliebe gehabt. Und die Studentenverbindungen mit ihren sorgsam bewahrten Überlieferungen, ihren Formeln und Formen und ihrem erziehenden Zwange kommen der Vorliebe unseres Volkes für Vereinigungen entgegen und wecken, gerade weil sie so fest noch immer bestehen und so hell und frisch in die Öffentlichkeit hinausglänzen, die geheime Sehnsucht nach einem in Überhastung der zur Entwickelung drängenden Zeit unbesonnen darangegebenen Gute.

Es gab einst Zeiten, wo der einzelne nichts war, die Verbindung mit Standes- und Berufsgenossen aber gewaltige Macht verlieh. Damals, als der Krämer, der Handwerker, der Kaufmann mit Andacht die Formeln

erlernte und die altüberlieferten Bräuche sich einprägte, die ihm als Erkennungszeichen in der Ferne dienten und ihm sofort bei den Zünften oder Verbänden in entlegenen Gauen Aufnahme und Beistand verschafften, fühlte er zuweilen wohl mit Verdruß den Zwang, der ihn durch die starren, unveränderlichen Formen einengte; aber weit mehr noch empfand er mit Stolz und Freude die Kraft, die ihm aus dem Ganzen zuströmte. Große Handelsstädte, über die Länder weit zerstreute Ritterschaften strebten zu fester Vereinigung und gewannen so staunenswerte Macht und Einfluß auf die Entwickelung der Staaten, ja, großer Königreiche; sogar zum Zwecke gegenseitiger Förderung und Unterstützung in der Not und Sorge um die Seele und in der mühseligen Pilgerfahrt auf den Himmel zu traten mächtige Bruderschaften zusammen. Später wurde eine Verbindung nach der andern vernichtet, oft durch rauhe Faust eines Mächtigen, oft durch den still nagenden Zahn der Zeit, oft nur durch Unbesonnenheit der Genossen.

Ein höchst bedeutendes Erziehungsmittel ist dadurch geschwunden, wir sehen darum die Zuchtlosigkeit der Jüngeren, die Ratlosigkeit der Älteren wachsen. Man merkt überall, daß wiederum der einzelne in der Erkenntnis, daß er für sich unbedeutend und nicht hinreichend widerstandskräftig ist, nach der Verbindung mit gleichstrebenden Berufsgenossen sucht. Die Vereinsmeierei unserer Tage, die oft sich unliebsam in den Vordergrund drängt und doch so hohl und einflußlos

ist, kommt hier nicht in Betracht, wohl aber verfolgen wir alle aufmerksamen Auges das Bemühen der Arbeiter, der Handwerker, der Landleute und anderer Berufsgenossen, ernste Verbindungen zu gründen, um Einfluß in entscheidender Stunde zu haben. Freilich scheint es, als ob die Zeit, zu den neuen Formen auch die einheitlichen Formeln zu finden und durch diese zu binden, vorüber ist, daß es wahrscheinlich unmöglich wird, den Vereinigungen ihren alten erziehlichen Einfluß wieder zu sichern. Nur das Offizierkorps hegt bei seiner festen Geschlossenheit seinen besonderen Geist, den es in seinen jungen Kräften herausbildet und festigt, und das Studentenleben hat eine ähnliche Macht über die Gemüter dort, wo die Verbindungen allen voran führend dastehen. Sie bringen mit ihrer lachenden Lust am Leben allerdings große Gefahren, gar mancher hat der täglichen Versuchung zum ungebundenen Leben nicht genügend Widerstand entgegensetzen können und ist so tief gefallen, daß er sich nicht wieder aufrichten konnte. Es ist aber anzunehmen, daß die Haltlosen auch ohne die Verbindung später erlegen wären, und daß die Universität zum Heile des Ganzen rechtzeitig wie ein Sieb sichtete. Mancher bewährte Mann wird sich dagegen mit Dank erinnern, wie damals, als der junge Student gar zu arg tollte, der ältere Verbindungsbruder ihn bei günstiger Veranlassung beiseite nahm und ihn mit wenigen ernsten Worten von dem Abgrunde zurückdrängte.

Mögen die Verbindungen immerhin in ihren Neigungen so mannigfaltig sich zeigen, wie die Farben ihrer Bänder und Mützen, mögen sie sich um Grundsätze streiten und ihre Sache trotzig und herausfordernd mit dem Schläger vertreten, dennoch sind sie in entscheidender Stunde einig im Geiste. Altüberlieferter Brauch ist für alle gültig und im Komment gefestigt, und die jungen Kräfte spüren, sobald sie in die Verbindung eingegliedert werden, überall die erziehliche Macht des Ganzen sehr nachdrücklich. Fuchs zu sein, ist nicht immer angenehm; wer am Gymnasium sich viel einbildete auf den besten Aufsatz und sich ein großer Held dünkte wegen tadelloser Zeugnisse, von den Lehrern gelobt und von Eltern verzogen und von Geschwistern bewundert wurde, wird in der Verbindung in wenigen Wochen sehr demütig gemacht, sinkt in nichts zusammen, muß gehorchen und dienen lernen. Der Zaghafte dagegen wird ermuntert, angestachelt, durch das Vorbild älterer zur Nachfolge gereizt, oft schlägt er plötzlich um und zeigt nun Neigung, ein Durchgänger zu werden, dem wieder die Zügel fester anzulegen sind. Der Gang durch die Fuchszeit, die es giebt, so lange es Studenten giebt, hat großen Einfluß auf den Charakter, so daß man noch im späteren Leben die Wirkung davon spürt.

Diese Bewahrung alten Brauches in einer Zeit, wo das Neue sich oft recht unangenehm geltend macht und zerstört, ohne dafür genügend aufzubauen, die

Achtung vor den Verbindungen, die schon zu der Urväter Zeiten die Jünglinge aus allen deutschen Gauen umschlossen und mit einheitlichem Geist erfüllten, beides miteinander wird dem Studentenleben die Teilnahme des Volkes in weiteren Kreisen erhalten, so lange die Studenten sich selbst solche Güter nicht nehmen lassen. Und sie werden sie sich bewahren. Wo frische Jünglinge sich zusammenfinden, die Blüte des Volkes, lebensprühend, sorglos, selbstbewußt, erfüllt mit dem Drange nach Erkenntnis und Wissen und die Augen auf die höchsten Ziele gerichtet, dabei alle Deutsche, die, losgelöst von der engeren Heimat und von der Luft der Fremde umweht, andersartige Sitten und Mundarten und Trachten rings um sich bemerken, da werden sie immer Zusammenschluß mit Gleichdenkenden suchen; und wenn auch nur drei gute Gesellen zu treuer Freundschaft sich in der Ferne zusammenfinden, so halten „drei Gesellen ein feines Kollegium", oder tres faciunt collegium. Und steigt die Zahl, flugs ist schon eine Verbindung da, die wohl auf einen ungewöhnlichen Namen sinnt, aber den alten Studentengeist unter sich walten läßt. Wir wollen nicht lange nach Statuten und Prinzipien fragen, durch welche die Verbindungen glaubten und glauben, sich selbst fest zusammenschließen und gegen den Außenstehenden abschließen zu müssen. Ob die Pflege der Mannhaftigkeit, Fröhlichkeit und Freundschaft oder das Streben nach wissenschaftlicher, sittlicher und körperlicher Ausbildung zu Grunde liegt; ob man den

Mut lernen soll, die Ehre mit der Waffe zu verteidigen, oder den nicht geringeren Mut, Spott, ja, Verachtung zu ertragen, weil man mit redlicher Überzeugung jenen Gebrauch der Waffe verwirft: immer steht im tiefsten Grunde der warme Drang stark empfindender junger Herzen zu einander. Und ob sich nun die Verbindungen zerteilen und befehden oder zusammenschließen zu großen Verbänden, wählerisch oder weitherzig sind bei der Aufnahme ihrer Mitglieder, sie bilden doch in den Augen des ruhig Beobachtenden ein Ganzes, das das Heil des Vaterlandes als höchstes Gesetz ansieht und reiche und große Kräfte demselben zur rechten Stunde zur Verfügung stellt.

Wer dem Studentenleben seine Teilnahme gönnt, den wird es sicher auch anziehen, zu erfahren, in welcher Weise die Grundlagen zu ihm in früheren Zeiten gelegt wurden.

Kann man die Korps, die ja den festesten Zusammenschluß sich bewahrt haben, als eine Fortführung jener Landsmannschaften betrachten, welche im vorigen Jahrhundert allbeherrschend dem Studentenleben sein Gepräge gaben, so darf man wiederum diese aus den Nationalisten des 17. Jahrhunderts ableiten, und wenn sich der letzteren Ursprung auch rückwärts ins Dunkle hinein verliert, so ist doch das sicher, daß sie auf den evangelischen Universitäten allein sich ausbildeten; mochte die neue Freiheit hier zuweilen mißverstanden, oft gemißbraucht werden, so entwickelte sich doch nach längerer

Gärung der edle Wein. Wir dürfen also die Verbindungen als Erzeugnisse reformatorischen Geistes ansehen.

Es soll nun versucht werden, Bilder aus dem Studentenleben jener Zeiten zu entwerfen, in denen beim Zusammenbruch des Alten sich allmählich unter den Ruinen die Kraft hervorarbeitete, die rüstig an den Neubau ging. Wir gehen also zurück auf den Anfang des rechten Studentenlebens, und es wird sich zeigen, daß, wie immer in solcher Zeit, die Verirrungen in Roheiten schlimmster Art häufig sind, aber den aufmerksamen Augen wird es hoffentlich auch gelingen, manches zu entdecken, was gut ist, sich darum erhält und noch in dem Studentenleben unserer Tage deutlich zu erkennen ist, trotzdem Jahrhunderte sich dazwischen aufgebaut haben.



I.

Die Nation.

Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert finden sich auf allen deutschen Universitäten die Bemühungen, die Studenten in Vereinigungen zusammenzufassen, aber sie gehen nicht von den Studenten selbst, sondern den Behörden aus, sind nicht auf den deutschen Geist zugeschnitten, sondern nach dem Muster eines fremden Volkes hergerichtet. Die Gliederung nach Nationen entsteht in Paris und wird von dort nach Prag übertragen, sie ist aber auch die Veranlassung, daß die Deutschen aus Prag auswandern; letztere nahmen die Einrichtung der Kollegien (oder Regentien) mit. In der regen Teilnahme, die man in Deutschland später der Errichtung von Universitäten zuwandte, wetteiferten Behörden und Bürger, geräumige Häuser zu stiften, in denen die Studenten wohnen, erzogen und unterrichtet werden konnten. Solche Kollegien waren in Rostock z. B. das weiße Kollegium, das

Einhorn, der rote Löwe, die Kusserei, die Himmelspforte und der Adler. Sie lagen durch die Stadt weit zerstreut, jedes Gebäude stand unter der engeren Aufsicht eines Professors, der auch in ihm seine Vorlesungen hielt. (Ein gemeinsames Universitätsgebäude gab es nicht.) Letzterer leitete mit den ihm helfenden jüngeren Kräften die Studien der Bewohner, hielt zum Arbeiten und Wiederholen an und lenkte die Disputationen. Jeder Student war durch seinen Eid verbunden, in einer dieser Regentien seine Wohnung zu nehmen, und nur der Rektor hatte — etwa bei Überfüllung — die Macht, davon zu dispensieren. Um 9 Uhr abends wurde die Thür geschlossen, und der Regentiale begann seine Wanderung, um die Studenten zu überwachen. — Mochte nun für Wohnung und Beköstigung noch so wenig zu zahlen sein und so der Aufenthalt auf der Universität wesentlich erleichtert werden, so war der Geist der Einrichtung doch undeutsch, die Leiter der Kollegien hatten zu große Macht, so daß sie nicht selten den Versuchungen, sich gegenüber ihren Mitarbeitern besondere Vorteile zu verschaffen, erlagen.

In diese Einrichtungen, die von Frankreich aus übertragen waren, griff die Reformation alsbald, allerdings unabsichtlich, aber geradezu zerstörend, ein. Strömten die Studenten nach einem Orte hin in solchen Massen, daß die Kollegien sie nicht annähernd fassen konnten, so wandten sie sich von anderen Orten weg, und dort standen die Kollegien leer und verfielen.

Da der deutsche Geist dem Zwange beim Beschäftigen mit den Wissenschaften abhold war, so benutzten die Studenten die Gelegenheit, sich zu befreien, und nur in England hat sich die mittelalterliche Einrichtung noch ziemlich rein erhalten. In Deutschland kam damals die Zeit, wo die Hochschüler im frischen Herzensdrange zu einander ihre Verbindungen gründeten. Liegt der Anfang auch im Ungewissen, so kann darüber doch kein Zweifel sein, daß er ins sechzehnte Jahrhundert zurückreicht; erst dann, als die Landesfürsten, Professoren oder Geistliche Veranlassung nahmen, gegen Verirrungen ihre Angriffe zu richten, sahen sich die Verbindungen genötigt, ihre Absichten in Satzungen offen darzulegen, deren etliche uns wortgetreu erhalten sind. Die Gedanken mancher Abschnitte sind uns noch heute so vertraut, daß man glaubt, eine neuere Verbindung reden zu hören. Völlig fremd aber erscheint uns — glücklicherweise — die unerschütterliche Grundlage alles Studentenlebens des siebzehnten Jahrhunderts, daß nämlich die Nation, das heißt nicht die allgemeine deutsche, sondern die kleinvölkische, überall obenansteht, der Landsmann gesellt sich nur zum Landsmann aus dem engeren Vaterlande. Er ladet, er nötigt, er zwingt durch allerlei Maßregeln, wie wir später sehen werden, die Gaugenossen zum Eintritt, und er schließt mit scharfem Schnitt alle anderen von seiner Gemeinschaft aus. Die damaligen Studentenverbindungen verdienen also

den Namen „Nation", den sie sich beilegen (später „Landsmannschaft"), im strengsten Wortsinn. So heißt denn auch der erste Abschnitt in einer Satzung: „Zuerst nun sollen alle Ankommenden, zumal aber die, welche nach jüngst verlassener dreijähriger Schranke die freiere akademische Luft atmen wollen, ohne jeden Verzug und bevor sie gleichsam der Fremden Beute sind, sich den anderen Landsleuten angliedern und ihren Namen dort angeben, damit, wenn es nötig ist, sie an deren Schutzgenossenschaft und Versammlung teilnehmen und durch die übrigen Vorteile dieser Verbindung unterstützt werden können," ja, ein Nachtrag belegt die verspätete Meldung mit einer Geldstrafe. Die Namen Holsteiner, Märker, Westfalen, Pommern, Preußen, Braunschweiger, Mecklenburger, Schlesier, Thüringer, die sich alle in Rostock vorfinden, entsprechen noch ganz genau ihrer Bedeutung. Nur darin findet sich etwas Erweiterung der Nation, daß sie das Recht und die Pflicht hat, Studenten aus Nachbarprovinzen, die nicht in einer besonderen Verbindung auf der Universität vertreten sind, bei sich aufzunehmen. So z. B. lassen die Preußen Polen und Livländer zu, die Hamburger werden den Holsteinern zugewiesen, und jede Nation wacht argwöhnisch über ihrem Rechte und duldet nicht, daß eine andere Mitglieder bei sich aufnimmt, auf welche sie keinen Anspruch hat. Und alle Nationen gemeinsam verfolgen den, der sich nicht bei seiner Verbindung melden will, es soll niemand

auf der Universität sein, der nicht in der Verbindung lebt. Zur Durchführung dieses Grundsatzes, der den Nationen eine große Macht sichert, wird der schärfste Zwang, ja allmählich unerhörte tyrannische Gewalt angewendet.

Die Ordnung der Studenten nach Nationen ist in einer Zeit, die kein Verständnis für den Deutschgedanken hat, so naturgemäß, daß man sich denken kann, daß sie sich an allen Universitäten, die allmählich mit reformatorischem Geist erfüllt oder in ihm neu errichtet werden, ganz von selbst entwickelt, also, abgesehen von Wittenberg und Tübingen, auch in Marburg, Königsberg, Jena, Helmstädt, Altdorf, Gießen, Rinteln und Straßburg, später erst auf den älteren Universitäten, die sich gegen die Reformation noch eine Zeitlang wehrten und endlich ihr doch zufielen, wie Rostock, Frankfurt a. O., Greifswald, Leipzig, weil diese sich an die alten Kollegien gewöhnt hatten.

Den Jüngling, der mit siebzehn Jahren (dem Durchschnittsalter jener Zeit für den Übergang zur Universität) in die fremde Stadt zog, die oft erst nach wochenlanger Reise zu erreichen war, mußte es locken, in einen Kreis einzutreten, wo die heimische Mundart ihm entgegenscholl und er alsbald vertraute Gedanken austauschen konnte. Und in der That tritt uns auch, auf dieser natürlichen Grundlage errichtet, ein kräftiger Bau entgegen, gestützt von hohen Gedanken, ja, man steht erstaunt vor den Gesichtspunkten, unter die man

den Zweck der Nation stellt, weil sie tiefer oft und in Wahrheit fruchtbringender und nützlicher sind wie manche der heutigen Verbindungen. Es geht so, wie es oft bei manchen Erfindungen geht, daß im ersten Anlaufe schon Gedanken entfesselt werden, die die reichste Ausbeute gestatten; später kommen Zeiten, in denen man über kleinlichen Dingen die weitesten Ziele vergißt oder nicht versteht. Daß eine Nation sich als Zweck setzte, heimische Sitte und Lebensart zu pflegen, die Mitglieder in Freundschaft zu verbinden, sich nach außen kräftig zu schützen gegen die Angriffe der Fremde und der rauhen Zeit, sind nahe liegende Dinge, die sich aus der Sachlage von selbst entwickelten. Aber die Nation übernahm auch die Verpflegung der Kranken und die würdige Beerdigung Verstorbener. Wie heutzutage eine Verbindung wohl sehnlichst nach dem Besitze eines eigenen Hauses strebt, so trachtete damals die Nation vor allem darnach, ein gesondertes Chor in der Kirche zu mieten, das sie mit ihrem Wappen schmücken und würdig ausmalen ließ, und in derselben Kirche wohl einen Platz käuflich zum Erbbegräbnis für ihre verstorbenen Landsleute zu erwerben. Da sie alle Landsleute aufnehmen mußte, ohne das Recht zur besonderen Auswahl zu haben, so übernahm sie damit auch die Pflicht, für die Armen darunter zu sorgen und die wirklich Bedürftigen zu unterstützen. Und sie kam dieser Pflicht nach. Aus einzelnen Rechnungen ergiebt sich, daß man Landsleute einkleidete, und zwar

von Kopf bis zu Füßen ganz neu und unentgeltlich; und was noch viel wichtiger erscheint, sobald man daran denkt, daß der geldbedürftigen Jugend sich wie zu allen Zeiten Wucherer und Blutsauger aufdrängten: man machte die Verbindungskasse zugleich zur Darlehnskasse, aus der man gegen Hinterlegung eines Pfandes zur Stillung der ersten Not Gelder erhalten konnte, und wiederum füge ich hinzu: man erhielt es! Die Nationen hatten sogar empfindliche Verluste durch Darlehen, die in der rauhen Kriegszeit nicht zurückbezahlt wurden. Bei Angriffen gegen sie konnten sie mit berechtigtem Selbstbewußtsein darauf hinweisen, daß sie manchen vor dem Verderben bewahrt und im Laufe der Jahre Tausende von Gulden zur Unterstützung verwendet hatten.

An Angriffen fehlte es nicht, ja, sie mußten kommen, weil Verirrungen kommen mußten, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die zunächst gebotene Grundlage des Nationalismus für die Studentenverbindungen doch nicht die richtige war. Ich will nichts davon sagen, daß man den Blick nicht von den Einzelstaaten auf das große Vaterland zu lenken vermochte. Wie lange Zeit mußte noch vergehen und wie viele Schicksale mußte das deutsche Volk noch durchmachen, bevor eine deutsche Burschenschaft, statt Kleinvolk gegen Kleinvolk, Deutschland gegen Welschland setzte und alle deutschen Studenten, die der Ehre, der Freiheit, dem Vaterlande huldigten, mit einem einzigen großen

Bunde zu umfassen trachtete. Aber daß jeder Landsmann sich bei seiner Nation zur Aufnahme melden mußte, daß die Nation keinem Landsmann, der nicht gerade von der Allgemeinheit verfemt und ausgestoßen war, die Aufnahme versagen durfte, war der Krebsschaden, der an den Verbindungen nagte. Sie fühlten sich, da sie sich um den neuen Zuzug nicht zu bemühen brauchten, sorglos, die roheren Mitglieder, die nicht selten die Herrschaft an sich rissen, gebrauchten die ihnen über die Jüngeren verliehene Macht hart, ja grausam. Aus der Verbindung gab es kein Entfliehen, wenn man sich nicht der erbarmungslosesten Verfolgung aussetzen wollte, und die scheußlichsten Auswüchse rohesten Pennalismus, auf die ich später zu sprechen komme, sind durch den Nationalismus gepflegt und ausgebildet worden.

An der Spitze der Nation standen meistens zwei Senioren und zwei Fiskale, die von der Gesamtheit gewählt wurden. Die Senioren hatten die Pflicht der Oberleitung, der Wahrung der Ehre der Nation, der Verhandlung mit dem Außenstehenden und der Vertretung gegenüber sowohl den Behörden als auch den anderen Nationen.

Es gab schon einen Senioren-Konvent, zu dem die in der Stadt vorhandenen Nationen ihre Vorsitzenden entsandten, der die Aufgabe hatte, allgemeine Studenten-Angelegenheiten zu besprechen und Streitigkeiten zwischen

den einzelnen Nationen zu schlichten. Er hielt gern seine Sitzungen in einer Kirche.

Alle inneren Fragen ordnete unter dem Vorsitze der Senioren jedes National-Kollegium für sich. Zu dem Zwecke gab es ordentliche Konvente, die alle Quartal*) berufen wurden, oder außerordentliche bei dringenden Angelegenheiten. Hierher wurden alle Beschwerden gebracht, hier wurden die Änderungen oder Zusätze der Statuten beraten, Streitigkeiten geschlichtet, Strafgelder auferlegt, über besondere Gelage geplant oder die Ausstoßung eines Verräters beschlossen, alle Sitzungen sollten geheim sein und nichts in die Außenwelt hinausdringen lassen. Zum Schluß eines solchen Quartal-Konventes wurde ein solenner Kommers gefeiert, an dem das Hauptvergnügen, natürlich nächst dem Trinken, die Vexierung der (Füchse, richtiger) Pennale war. An diesen Konventen teilzunehmen war jeder verpflichtet, man ließ nur die zwingendsten Entschuldigungen für Fehlende gelten; die hier entstehenden Streitigkeiten nahm man besonders ernst, sie konnten nicht unter der Hand beigelegt, sondern mußten vor den nächsten Konvent gebracht werden. Gäste waren hier nicht willkommen, dagegen gab es außerordentliche Gelage,

---

*) Bei der Häufung der Fremdwörter sehe ich unsicher seitwärts auf die Finger der Leser, ob sie nicht unwillig zur Feder greifen, um Einspruch gegen solches Undeutsch zu erheben. Ich bitte um Nachsicht mit dem Versprechen, daß es im Laufe der Darlegungen oft noch weit schlimmer kommen soll.

zu denen sich wohl mehrere Nationen zusammenthaten, um sehr viele Gäste aus der Stadt dazu einzuladen.

Die Fiskale hatten die Kassenverwaltung, einer von ihnen wurde besonders mit der Kassenführung betraut, jedoch stand er infolge mancher üblen Erfahrung unter genauer Aufsicht, so daß er genötigt war, alle gesammelten Gelder sofort in eine Lade zu legen, die allerdings bei ihm aufgestellt war, zu der aber ein Senior und der zweite Fiskal die Schlüssel, und zwar verschiedene, hatten, so daß Geld nur in Gegenwart dieser beiden entnommen werden konnte. (Man erkennt sehr leicht, daß die Einrichtungen der Nationen große Ähnlichkeiten mit denen der Zünfte haben und offenbar nach dem Vorbilde derselben getroffen sind.) Über alle Einnahmen und Ausgaben hatte der Fiskal ein Register zu führen, und Nachlässigkeiten hierin wurden an ihm durch Geldstrafe alsbald geahndet. Solche Vorsichtsmaßregeln waren nötig, weil die zu verwaltenden Geldsummen oft beträchtlich waren, in wilden Zeiten voll Gewissenlosigkeit hatte wohl manchmal selbst ein studentischer Kassierer seine Ehre vergessen und Gelder veruntreut. Um die Lade stets leistungsfähig zu halten, waren Eintrittsgelder (anfangs 6 Groschen bis 1 Thaler, später jedoch oft nach Willkür 15 bis 30 Gulden), monatliche Beiträge (2 Groschen bis 1 Gulden für Burschen, halbmal so viel für Pennale) festgesetzt, dazu kamen häufige Strafgelder, freie Geschenke der Vermögenden, die etwa beim Abschied oder

an ihren Geburtstagen größere Spenden in die Lade legten.

Zu den besonderen Pflichten eines Fiskals gehörte die Leitung der Pennale, also sehen wir hier den Vorläufer des späteren Fuchsmajors. Er trug Sorge, daß dem Ankömmling, der bei dem Senior sich gemeldet hatte, alsbald das wichtige Nationsbuch (Album, Philoteca) vorgelegt wurde, nachdem er ihn mit den darin enthaltenen Satzungen, den Pflichten und Rechten, bekannt gemacht hatte. Hier mußte der Name eigenhändig eingetragen werden, damit der Neuling sich so ausdrücklich als Mitglied des Kollegiums bekenne, später schrieb derselbe bei seinem Wegzuge auf Aufforderung des Fiskals seine Gründe zum Weggang, den Ort oder Beruf, dem er entgegenging, daneben, damit er nicht den Anschein erwecke, als gehe er mit schlechtem Gewissen heimlich davon. — Der Eingeschriebene wurde vom Fiskal in den Sitten und Gebräuchen unterrichtet, mußte seinen Antrittsschmaus geben und wurde in Zukunft vom Fiskal in seinem Wandel überwacht. Dieser hatte das Recht, geringere Übertretungen sofort mit Geldstrafe zu belegen. Alsbald schimmert aber auch der später so berüchtigte Pennalismus, das heißt die Ausbeutung und Knechtung der Neulinge, hindurch. „Es soll keiner der Unsern den Neulingen Geldausgaben oder Kosten für ein Gelage in irgend einer Weise auferlegen oder sie ausplündern, und wenn jemand der Freundschaft halber oder irgend eines

anderen Geschäfts wegen einen Besuch macht, so soll er nicht so unverschämt sein, den Gastfreund an Pflicht und Schicklichkeit zu mahnen. Des Fiskals Sache ist es, den Novizen damit bekannt zu machen, daß er seine Landsleute geziemend aufnehme und je nach Zeit, Ort und Vermögen ihnen einen oder den andern Trunk vorsetze, aber er darf durchaus nicht zu Schmausereien mit größeren Kosten schreiten." Dieser Satz stand, wie es so oft bei den Statuten geht, sehr schön auf dem Papier, in Wirklichkeit wurde er nicht beachtet, und der zunehmenden Verrohung in der Behandlung der Jüngeren konnte er keinen Damm entgegensetzen. — Um den Neuling noch besonders zu leiten, wurde jedem ein älterer Student vorgesetzt, den er „Herr" oder „Patron" anredete, und dem er als Famulus zu dienen hatte. Wir erkennen leicht die Anfänge des Verhältnisses zwischen Leibbursch und Leibfuchs. Oft wurde er als Botenläufer in die Heimat der Nation benutzt und wanderte dann wohl zwanzig und mehr Meilen lange Wege; allerdings schickten die allzuentlegenen Nationen ihre besonderen Botengänger sechs- bis siebenmal im Jahr, und wir erkennen das offenbare Bestreben, mit den alten Herren in der Heimat Fühlung zu behalten, wenn auch meistens nur zu dem Zwecke, sie gelegentlich an alte Schulden zu mahnen.

Es haben die Nationen einen sehr entwickelten Briefwechsel mit anderen Universitäten, denn selbstverständlich muß ihnen daran liegen, den Spuren derer,

die sich mißliebig gemacht haben, zu folgen, um ihr Gericht um so schärfer und furchtbarer machen zu können. So hören wir denn wohl gelegentlich, daß sie einem Verräter oder Angeber, der seine Sache feigerweise vor den Rektor statt vor das Kollegium der Nation gebracht hat, nachforschen und befreundeten Nationen auf anderen Universitäten dessen Ächtung mitteilen. Sie folgen den Spuren eines Pennals, der, um den Vexierungen zu entgehen, sich ohne Absolution davongemacht hat, und stellen das Ersuchen, doch ja bei seiner Ankunft ihn in Empfang zu nehmen und gebührlich zur Rechenschaft zu ziehen und zur Einholung der Absolution zu veranlassen, ja, in den Zeiten des Kampfes, der gegen die Mitte des Jahrhunderts gegen die Nationen von den Behörden geführt wurde, schritten sie zur Verrufs-Erklärung den Verbindungen oder Universitäten gegenüber, die sich allzu nachgiebig und gehorsam gezeigt hatten.

Man ist beim Einblick in solche Ordnungen von dem Gedanken überrascht, daß, nachdem sich die Nationen als Erstlinge des Verbindungswesens in reformatorischer Zeit aufgethan haben, sie mit glücklichem Griff auch alsbald schon alle jene Einrichtungen getroffen haben, die bis auf den heutigen Tag noch bewahrt sind. Wie die Tracht wechselt, so zeigt auch der Brauch ein anderes Aussehen, aber der Student bleibt derselbe. Und gerade so drängt das Burschenherz noch heute zur Verbindung wie einst zur Nation, spürt bis ins Alter

hinein die Wirkung der einstigen Führung zum Guten oder zum Bösen. Da nun aber der Student allemal ein Kind seiner Zeit ist, niemals in seinem Volke eine Führerrolle spielen kann, wie einst irrtümlich die deutsche Burschenschaft wähnte, sondern immer, unreif wie er ist, der Führung des Volkes folgen muß, so steht zu erwarten, daß auch der Student des siebzehnten Jahrhunderts mitfiel, als das ganze Volk fiel. Und er that, zum Äußersten im Guten und Bösen durch sein leicht aufwallendes Herz veranlagt, vielleicht einen tieferen Fall als andere Stände des Volkes, aber man wird schließlich erkennen, wie sein gesunder Geist die Rettung aus dem Fall der Trümmer findet und sich das bewahrt, was er braucht, um zu bleiben, was er sein soll, ein lebensfroher, herzenswarmer, dem Edelsten zugeneigter, freier deutscher Student.



II.

Der Beanus.

Der Bacchant, der Zögling der Lateinschule, ist nicht mehr der wüste Herumtreiber, unter dessen scheußlichen Roheiten z. B. ein Thomas Platter als kleiner wehrloser Schütze seufzte. Die Reformation hat dafür gesorgt, daß überall die Landesfürsten darauf bedacht gewesen sind, Partikularschulen, Pädagogien, Gymnasien zu errichten, die der Schüler erreichen kann, ohne zu weiten Wanderungen durch das Reich hin genötigt zu sein, auch ist die Weise des Unterrichts besser geworden, und der Schüler hält gern auf einer Schule bis zum Schlusse aus. Aber trotzdem gelten in der Lateinschule derbe Bräuche, und manche heimliche Thräne wird dem Jüngeren durch die Mißhandlung des Älteren ausgepreßt. Ist er aber selbst bis zur Würde eines Bacchanten vorgedrungen, so ist er der große Mann der Stadt, bewundert von den Kleinen, durchdrungen von der Fülle seiner Bedeutung und seines Wissens.

Und so zieht er dann mit geschwelltem Busen und hocherhobenem Haupte, sorgfältig die Locken gekräuselt, in die Ferne, nachdem noch zuguterletzt die Bewunderung der Mutter für ihren vielversprechenden Sprößling sich darin geäußert hat, daß sie die Ersparnisse vieler Jahre in seine Tasche leerte. Mit gespreizten Schritten wandert er in das Thor der Universitätsstadt, überzeugt, daß männiglich in den Ruf ausbrechen wird: „Den schaut an! Das ist ein ganzer Kerl!“ In wenigen Tagen aber —

„Er ist dahin, der schöne Glaube
An Wesen, die mein Traum gebar,
Der rauhen Wirklichkeit zum Raube,
Was einst so schön, so göttlich war.“

Es begegnet ihm ein freundlicher junger Mann, der sich teilnehmend erkundigt nach dem Woher, ob von der Schola Doelpelhusensis, Bubendorfensis, Stockfischhusensis, Pickelhäringensis? Nein, dann vielleicht von der zu Saufurt, Stierfurt oder Hasfurt? — Er erbietet sich, ihm die Stadt zu zeigen. „Dort jenes Haus ist von einem italienischen Baumeister gebaut.“

„Ei,“ sagt der Neuling, „also nicht von einem aus dieser Stadt?“

„Nein, er hat es in Florenz gebaut. Zufällig war ich dabei. Italien habe ich lange durchstreift.“

„Hat der Herr auch Venedig gesehen?“

„Ei freilich, bin mit der Post hindurchgefahren.“

„Nicht möglich, die Stadt liegt ja auf Inseln und wird auf Kanälen befahren.“

Mit einem sonderbaren Blicke mißt der Fremde den Ankömmling, daß diesem ganz ängstlich zu Mute wird, endlich sagt er: „Es war im Winter und alles mit Eis befroren. Soll ich dem Herrn aber Gutes raten, dann mag er seine großen Kenntnisse nicht so herausfordernd zur Schau tragen, denn nicht jeder hier kann es vertragen, in den Schatten gestellt zu werden. Hat denn der Herr schon seine Hörner deponiert?“

Verständnislos sieht der Neuling den Sprechenden an, und mit unerschütterlichem Ernste fährt dieser fort: „Dort kommt uns ein hochangesehener Professor der Akademie entgegen, ich rate aber dem Herrn, im Vorübergehen nicht den Hut abzuziehen, sondern nur vorsichtig den Rand zu berühren, damit man seine Hörner nicht entdeckt. Da — hat der Herr es wohl beachtet? — Der Herr Professor sah so finster drein — er hat einen scharfen Blick, denn er entdeckte die Spitzen der Hörner unter dem Hute des Herrn.“ Der Ankömmling faßt bestürzt nach seinem Kopf, aber mit ruhiger Überlegenheit beweist ihm sein Begleiter, daß dieser Kopfschmuck stets den verrate, der der Rute des Schulmeisters eben entronnen sei, nicht sichtbar dem einfältigen Auge, nicht fühlbar der groben Hand, vielmehr nur dem Kenner bemerkbar, nicht dem Träger; aber er sei ein so gefährlicher Auswuchs, daß, wenn nichts zur Abhülfe und Deponierung der Hörner geschehe, unfehlbar der

Untergang herbeigeführt würde. Er zeigt ihm in der nahen Kirche eine Stelle irgendwo in einem Gange, die freilich ganz wie der übrige Boden mit Steinen belegt ist und durchaus sich nicht abhebt. Aber welcher hohe Ernst lagert über und welches Elend unter diesem Platze! Hier liegt ein hoffnungsvoller Jüngling, der unter keinen Umständen seine Hörner ablegen wollte und darum elendiglich sterben mußte, und der Stein, der sein Grab decken sollte, ist von seinen nächsten Freunden, deren Rat er verschmähte, bei dem besten Steinmetz in Arbeit gegeben und soll die Inschrift tragen:

Natura quae profuderat
Solers et mihi dederat,
Cornua, non volui
Deponere, sed renui
Opem juvantis medici,
O miser, et me perdidi
Post putrefactis cornibus
Et intus natis vermibus,
Summo dolore perii.
Cave, Lector, cave tibi.
Nunc mortuus hic jaceo
Exemplum, quamvis taceo.
Rogo, velis deponere,
Ut releveris onere.*)

---

*) Die Hörner, die verschwenderisch
Natur mir gab erfinderisch,
Die wollte ich behalten
Und ließ darum nicht walten

(Andere Spottverse auf den Beanus lauten:

Heustu, qui praeteris, gradum
Siste, considera fatum,
Nefandum, miserabile,
Durum, inexorabile.
Johannes Guckinsmus genannt,
Qui natus est im Hörnerlandt,
Hic dum vellet deponere
Cornua, prae magno onere,
Propter ingentes moerores
Et maximos dolores,
Mortuus est et jacet in pace.
Jam abi domum mox et tace.

Si non fuissem arrogans
Et cornuum perperamans,
Non essem esca vermibus
Et mortuus cum cornibus,
Quare, quincunque praeteris,
Si ictum hominem sequeris,
Ne cornu, rogo, teneas
Et sicut ego pereas.)

Des hilfsbereiten Arztes Hand,
O weh, das war mein Untergang!
Die Hörner wurden durchaus brandig,
Und innen drin der Wurm einfand sich.
Ich starb in großen Schmerzen.
Nimm's, Leser, dir zu Herzen.
Hier lieg' ich nach des Todes Willen,
Ein Beispiel noch, wenngleich im stillen.
O deponier', ich bitt' dich bloß,
Daß du doch jene Last wirst los.

Dem ganz verwirrten Jüngling setzt er dann, immer sehr ernst redend, auseinander, daß an der Hörnerkrankheit schon viele zu Grunde gegangen. Zur Beseitigung des Übels sind drei Dinge nötig: die Herausziehung des Krankheitsstoffes, die Abtragung der Hörner und endlich die Stärkung des Hirnes. Zur Herausziehung hat man früher Ochsenziemer, Enden von Schiffstauen, große Schlüssel und dergleichen benutzt ohne wesentliche Erfolge; dagegen hat sich ein Sirup von vielfachem Knüppelholz, gemischt mit Wagenschmiere und den Spitzen von Sonden und Messern, sehr gut bewährt. Dann geht es an die Hörner-Abtragung. Man bindet dem Kranken die Hände auf den Rücken, fesselt die Füße, klemmt das Haupt zwischen zwei Stangen, so daß er sich nicht rühren kann, und haut nun dem Knieenden eine Sprosse nach der anderen fort, worauf man den Stumpf mit Haue und Feile entfernt. Einige Tage liegt der Kranke dann auf einem Bette von täglich viermal erneuten Brennnesseln. Zur Stärkung des Gehirns dienen endlich Konfekte aus Rutenstrauch und Steineiche, gewürzt mit Fäden und Fasern, Morsellen aus Aloë, Koloquinthen, dazu Assafötida in Tabletten.

Dem Hörer ist bei diesen Worten der Angstschweiß auf die Stirn getreten. Wenn seine Mutter wüßte, welchem entsetzlichen Schicksale er verfallen! Mit gesteigertem Ernste stellt ihm nun sein Begleiter die Frage, ob er wohl wüßte, was ein Beanus sei.

Er stammelt und stottert, da ruft der andere plötzlich: „Beanus Est Animal Nesciens Vitam Studiosorum!“ (Beanus ist ein Geschöpf, das der Studenten Leben nicht kennt.) Bei jedem Worte versetzt er ihm einen kraftvollen Schlag auf die Schulter, und beim letzten schlägt er ihm den Hut tief über den Kopf. Ein schallendes Gelächter — und der Beanus steht noch lange verdutzt auf seinem Platze und sagt sich die tiefe Weisheit: daß es in der Welt doch sehr oft anders kommt, wie man sich eigentlich gedacht hat. — — —

Mit unendlicher Geringschätzung sieht der Studiosus auf den Beanus. Der Spottname stammt aus entlegener Zeit. Er ist angeblich, wie der Name Bursche, einst von den französischen Universitäten nach Deutschland mit herübergebracht und lautet ursprünglich bec jaune, Gelbschnabel. Je nach seinem Witze leitet der eine das bedeutungsvolle Wort auch von bos et asinus ab, der zweite von bis asinus, ein dritter gar von anus. Ein vierter weiß nur zur Erklärung der Bedeutung die deutschen Wörter Lanip, Gehörnte, Wilde, Geschossene. Aber alle sind darin einig, daß der Beanus das ist, was jemand in einem fürchterlichen Hexameter ausdrückt, der wie ein rechter Beanus über seine Füße stolpert: Monstrum horrendum, ingens, informe, bove atque asino ortum. Oder man denkt ihn sich coecus, ineptus, iners, stolidus, temerarius, audax. Und diese außerordentliche Fülle von Untugenden muß ein Beanus, bevor er in die Gemeinschaft

der Studenten eintreten darf, ablegen, sie überragen ihn wie Hörner. Ihn erwartet also, wie der übliche Ausdruck lautet, die Deposition. Sehen wir hierbei einmal zu.

Der Beanus, so nehmen wir an, meldet sich bei seiner Nation, die ihm verspricht, ihn von den Hörnern zu befreien, dieweil es ein gutes Werk sei. Nach Prüfung der Personalien trägt sie die Sache dem Depositor vor, der nun die Zeit zu der feierlichen Handlung, die öffentlich in Gegenwart der Studenten, niemals heimlich in den vier Wänden zu geschehen hat, ansetzt. Die Landsleute kommen zur Stunde irgendwo auf einer Stube zusammen — denn wo ein Aas ist, sammeln sich die Adler, setzt ein Berichterstatter sehr fein hinzu — und beglückwünschen den Beanen. Der Depositor, der „die Nase eines Rhinozeros oder eines Jagdhundes" hat, weiß sehr wohl die Herausgabe der Mutterpfennige für Bier und Wein zu erlisten und empfiehlt seinem Zögling mit treuherzigem Wort und väterlichem Rat, für alle Fälle sein Testament zu machen und es so einzurichten, daß jedem der Anwesenden etwas unter dem Namen eines Legates nach der Deposition zufällt. Der Beanus denkt auf den Scherz einzugehen und verteilt seine Güter. Zu seinem Schrecken wird er später merken, daß er halten muß, was er versprach; allerdings servus juris communionem non habet, mortuo comparatur et pro nihilo habetur, aber hier entscheidet das Gewohn-

heitsrecht. Hätte der Beanus einen schlauen Ratgeber zur Seite gehabt, so hätte der ihm vorher empfohlen, Unmögliches oder unschickliche Dinge zu vermachen, quarum generaliter nulla est obligatio. —

Für seine reichen Versprechungen schmückt der Depositor den Beanen liebevoll mit einem hölzernen Halsband und einer frischen Ochsenhaut mit langen Hörnern oder auch nur einer gehörnten Mütze, giebt ihm Narrengestalt und weist ihn nun an, mit geschwärztem Gesicht und mit sonderbarem Geschrei durch die Gassen zu laufen und in dem Saal, der zur Handlung bestimmt ist, seinen Platz hinter dem Ofen einzunehmen, worauf dann freudenvoll die ganze Schar langsam folgt. Beim Eintritt erzählt der Depositor, der seinen Witz an diesem Tage hell leuchten lassen soll, kräftige Possen, wie man einen Beanen betrogen, und schildert in vielen bunten Sticheleien und scharf gepfefferten Reden dessen Untugenden und unleidliche Eigenschaften. Allmählich beginnt er zu schnüffeln und hebt die Nase hoch empor und beschwert sich über den sonderbaren Bocksgeruch im Raume, und indem er seiner Witterung folgt, entdeckt er den Unglücklichen in seinem Versteck. Mit Hohngeschrei packt er ihn bei den Ohren und der Nase und schleppt ihn heraus, ohrfeigt ihn tüchtig wegen seiner Zudringlichkeit und Anmaßung, daß er als unreines Geschöpf sich in solche Gesellschaft drängt, stößt ihn herum und gebärdet sich, als wolle er ihm das Fell abziehen, das

heißt das wirkliche Beanenfell. Endlich fordert er ihn auf, einen ziemlich schweren Korb, der draußen hinter der Thür steht, hereinzuholen. Langsam packt er vor den Augen des Entsetzten allerlei greuliche Marterwerkzeuge aus:

Säge und Picke und Zahn, Kamm, Hacke, Knüttel und Messer,
Meißel und Bohrer dazu, mit der Feile den Hammer und Ambos,
Karste mit Sticheln dabei und Gabeln und Zwingen und Zangen.

Mit schauriger Stimme hebt er sie alle auf und nennt sie und schildert ihren Gebrauch. Und dann heißt er das Opfer sich rücklings auf dem Boden ausstrecken und gleich einem Toten daliegen.

Anfangs überschütten die Umstehenden mit beistimmenden Reden und wetteifernden Spott den Beanus, dann hebt die Runde das Depositionslied an, und aus den rauhen Kehlen wird wenig tröstlich dem Zagenden zugesungen:

Beanus iste sordidus,
Spectandus altis cornibus,
Ut sit novus Scholasticus
Providerit se sumtibus u. s. w.

(Der schmutzige Beanus dort,
Kenntlich am hohen Horn sofort,
Der will sich zum Studentlein wandeln,
Da wird sich's um die Kosten handeln) u. s. w.*)

---

*) Die übrigen Verse lauten:

Mos est cibum Magnatibus,
Condire morionibus:
Nos dum jocamur crassius
Bonis studemus moribus.

während der Depositor beginnt, an ihm zu hacken und zu feilen, zu hobeln und zu glätten, zu stemmen und heraus zu meißeln, denn er will im redlichen Gewissen alles, was auf der Schule an Untugenden angeflogen oder eingewurzelt ist, beseitigen und einen recht glatten, makellosen Menschen herstellen — aus einem Monstrum. Das ist eine fürchterliche Arbeit, die mit lebhaftem Danke entgegengenommen werden müßte. Was? Stöhnen, Winseln und gar Thränen? Wehe! Traue du den Thränen der Schulfüchse! die sind ja vom Lehrer unter der Rute dazu abgerichtet, daß sie sofort nach Belieben weinen können. — Widerstand? Doppelt wehe! Zwar Defensio est juris naturae; aber wo

---

Ubi malignus nodus est,
Quaerendus asper clavus est.
Ut haec dometur bestia,
Addenda verbis verbera.

Lignum furcamus horridum,
Crassum dolamus rusticum,
Curvum quod est, hoc flectimus,
Altum quod est, deponimus.

Ut hunc novum ceu militem
Novum referre in ordinem
Queamus, eque stipite
Formare doctum Pallade.

Contraria contrariis
Curanda mala pharmacis:
Ferox asellus esurit
Lactuca labris convenit.

ein Depositor im Schweiße seines Angesichts für seinen Mitmenschen sich abarbeitet, da muß der Beanus von seinem eigenen Heile gewaltsam überzeugt werden, wie ein unmündiger Junge. Wer Öl ins Feuer gießt, wundere sich nicht, wenn die Lohe ihn stark versengt. Im Notfall wird er mit gemeinsamen Kräften gebändigt, dann aber dreimal wehe! Der Depositor darf mit ihm machen, was er will, nur daß er ihm keine Wunden zufügt, die Narben hinterlassen, das ginge über sein Recht. Die Arbeit gipfelt in der Abnahme der Hörner, die nach versuchsweiser Anwendung von Zangen und Stemmeisen endlich nicht anders beseitigt werden können als durch Absprengen mit Schlägen.

Taumelnd erhebt sich der Befreite. Aber was seh' ich? Schmutz und Staub noch überall im Gesicht des nun durch so mühsame Bildner-Arbeit herrlich Geformten? Her mit der Wunderseife (aus Kohle und Wagenschmiere) und dem scharfen Schermesser (von Holz), dem keine Borsten widerstehen. Einige Eimer Wasser spülen nach, und ein grobes Sackleinen fährt sänftiglich über das wunde Kinn, und ein mächtiger Kamm, der einem Schabeisen sehr ähnlich sieht, glättet das Haar. Ja, Bruder, das erfrischt — ei, wie freundlich du nun plötzlich aus den Augen siehst! Du denkst wohl, daß du nun mit allem fertig bist? Nicht aus jedem Holz wird ein Merkurius, nicht aus jedem Beanus ein Student. Nur die Würdigen sollen den

Lohn der Tugend haben. Also ruft jetzt der Depositor den Beanus zum Examen. Da gilt es zu explizieren und zu skandieren, und alle Depositionspossen sind so eingerichtet, daß kaum eine Antwort gelingt, die nicht alsbald verdreht werden kann, oft in recht unflätiger Weise, und abermals ist ein Vorwand zum Prügeln gefunden. Einst hat der Beanus sich so viel auf seinen Scharfsinn eingebildet und mit seiner Grammatik geprahlt. Und nun versagt das alles plötzlich. Aber er ist vielleicht befangen, man will ihm Gelegenheit geben, in anderer Weise sich in besserem Lichte darzustellen. Er soll zeigen, daß er wenigstens fertig schreiben kann. Gebt ihm Feder und Papier und ein Tintenfaß und laßt ihn schreiben, was der Depositor ihm vorspricht! Was? Er kann nicht einmal den Propfen vom Tintenfaß lösen? Hei, vorwärts! Man schlägt ihm mit Stäben auf die Finger und ist entrüstet über seine Heuchelei, da er that, als sei er fleißig und hat noch nicht einmal gelernt, ein Tintenfaß zu öffnen!

Der Beanus ist jetzt ganz stumm, er wagt sich nicht zu verteidigen durch die Bemerkung, daß das Tintenfaß überhaupt nicht zu öffnen sei. Aber das ist doch Offenbarung eines recht störrischen Wesens. Oder sollte ihm das Sprechen vielleicht überhaupt schwer fallen? Wir schauen ihm in den Mund — wahrlich, da sitzt ja noch der großmächtige Bacchantenzahn, und wenn wir den vergessen hätten, dann wäre

3*

das Rettungswerk nur halb gelungen. Da wird schon der Sessel herbeigebracht, zwei Füße hat er nur, und es ist schwer, darauf das Gleichgewicht zu halten, und wer fällt, fällt recht hart, und rauhe Fäuste reißen ihn unwillig empor und stoßen ihn auf seinen Platz zurück. Also jetzt ein recht freundliches Gesicht, den Mund recht weit geöffnet und einen Augenblick Geduld — einen Augenblick! Drei Zangen gleiten ab und fassen nicht — endlich die vierte, die größte, thut's! Der Stuhl fällt um, und der Beane hinterher, aber die Operation ist gelungen: der Zahn, den der Depositor jetzt vorweist, hat Ähnlichkeit mit einer langbewurzelten Rübe. Und damit er auch ja nicht wieder wachse, stopfen wir Asche auf die Stelle, die er so schändlich bedeckte, recht reine, trockene Holzasche. Während der Beanus willenlos alles über sich ergehen läßt, sind etliche Hände geschäftig, in seinem Gewande zu suchen, denn was man dort während der Deposition findet, ist der Gesamtheit verfallen. Ein goldener Ring kommt zum Vorschein, der Neuling hat ihn lange sorgsam verborgen, denn er wußte wohl, daß der Beanus noch kein Gold tragen darf, jetzt fliegt der Ring zu dem Geld in den großen Sack. Da der Depositor weiter in den Taschen sucht, findet er einen Brief (ob er ihn vorher heimlich hineingeschoben hat, wird er ja allein wissen), der von der Mutter an ihr Söhnchen geschrieben ist. Sie setzt ihm auseinander, wie sie ihn geboren, genährt, gehegt und geküßt hat, nennt ihn

„mein Herzchen“ und „mein Lämmchen“ in jeder Zeile zweimal und jammert, was die Studenten in der Deposition mit ihrem Zuckerkind anfangen, und die Zuhörer wollen sich ausschütten vor Lachen.

Endlich ist das Ende der langen Pein gekommen. Der Beanus, schon mehr tot als lebendig, fällt auf seine Kniee, macht die Sache sehr natürlich und bekennt, daß er sterben will.

„Wie willst du sterben?“

„Wie ein Bachant.“

„Und wie willst du auferstehen?“

„Wie ein novellus Studiosus.“

Feierlich umringt ihn der plötzlich zum Ernst übergehende Haufe. Der Depositor heißt ihn aufstehen, denn zur Durchführung eines so hohen Vorsatzes bedarf es noch besonderer Hülfe. Ein würdiger Zug geleitet ihn über die Straßen zu einem Professor oder Magister der Philosophie. Dieser beginnt eine längere Rede, führt ihn in die Geheimnisse der Musen und Chariten ein und stellt vor allem mit ihm ein ernstes Examen an, worin er sich von seinen Kenntnissen überzeugt und feststellt, ob er auf der Lateinschule fleißig gewesen ist und so viel gelernt hat, daß er nun zu einem höheren Stande übergehen konnte. Dann wird Salz und Wein herbeigebracht, Salzkörner giebt der Sprecher ihm in den Mund, damit seine Rede ferner immer lieblich und mit Salz gewürzt sei, gießt ihm Wein über den Kopf, damit er in Zukunft auf dem Mittel-

wege zwischen Freiheit und Freude dahingehe. Dann spricht er ihn feierlich vom Beanismus frei, und die übrigen beglückwünschen das neugeschaffene Studentlein und führen es im Zuge auf den Saal zurück, in dem das Gelage beginnt. — —

Der Brauch, den Bacchanten deponieren zu lassen, zur Ablegung seines ungeschliffenen Wesens und seiner Überhebung zu nötigen, ist auf den deutschen Universitäten schon im Mittelalter eingeführt, und das siebzehnte Jahrhundert zeigt ihn uns offenbar schon in seiner Ausartung. Absichtlich sind bei obiger Ausführung allerdings die schlimmsten Dinge zusammengetragen, und es ist leicht ersichtlich, daß manches greulicher sich anhört, als es in Wirklichkeit sich macht. Sonst wäre es sicherlich nicht vorgekommen, daß die Deposition sich an manchen Orten zu einem öffentlichen Feste gestaltete, an dem die Eltern der Bacchanten, die von fernher zureisten, teilnahmen. Zartfühlende Jungfrauen wurden sogar zum Zuschauen eingeladen, und wenn auch einige Grobiane murrend behaupteten, daß die Frauen auch keine Menschen wären und also mit dem Beanus auf einer Stufe ständen, so fand doch diese Ansicht keinen Beifall. Der vernünftige Erzieher sagte, daß man in der Deposition alles anwenden müßte, was die Besserung des Beanen beförderе, der aber empfände die Plagen in Gegenwart der Mädchen hundertmal mehr. Wenn nun letztere mit weichem Gemüt Fürbitte beim Depositor einlegten, daß milder

mit den Armen verfahren würde, wie dann? Nichts von dem, was zum Wesen der Handlung gehörte, durfte abgelassen werden, aber es würde wie ein Sakrilegium sein, den Mädchen, denen die Studenten ja zu dienen verpflichtet sind, eine Bitte abzuschlagen. Man gewähre also gern, was zu gewähren ist.

Schneiden wir die häßlichen Auswüchse heraus, so erkennen wir das Sinnvolle der Handlung sehr deutlich, es entspricht durchaus dem deutschen Wesen, daß eine Genossenschaft, bevor sie einen Neuling in ihre Mitte aufnimmt, ihn einer ernsten Prüfung unterwirft, ihm Gelegenheit giebt, seinen ehrlichen, mannhaften, zuverlässigen Geist zu bewähren, und ihn hernach durch bestimmte Bräuche und Sprüche bindet. Darum fand die Deposition auch die Billigung ernster Männer, ja deren Mithülfe. Wir haben aus älterer Zeit den besten Beleg dafür in unserem Luther. Er läßt sich bereit finden, die Beanen, die ihm zugeführt wurden, nachdem sie in Gegenwart ihrer Eltern die Hörner deponiert haben, nach der Sitte zu prüfen und in die Zahl der Studenten aufzunehmen. Dazu spricht er in geschickter Verwendung des Bildes: „Diese gegenwärtige Demütigung und Deposition ist nichts weiter, Knabe, als der Anfang jener Depositionen, welche für dich das ganze Leben hindurch bleiben. Hier setzt dir ein geringer Mensch für eine halbe Stunde Hörner auf und verspottet dich. Aber glaube mir, es kommt noch weit ärger. Der nächste Depositor, der dich täglich

deponiert, wird dein Präzeptor oder Magister sein und wird alles, was an dir in Sitte und Glauben bäurisch ist, abhauen, nicht mit einem Schlage oder Hieb, sondern durch häufige und viele, bis er dich ein wenig zugestutzt hat und dich dem Pastor oder Prediger übergiebt. Der wird nun auch, soviel er kann, bei dir versuchen, aus einem Gottlosen einen Frommen zu machen und zu festigen. Auf diesen folgt nun Rektor und Konzil, die werden dich, wenn du anhältst nichtsnutzig zu sein, noch härter anfassen. Bist du zunächst über diese Depositionen weg und ein wenig geübt, dann gehst du zu wichtigeren über, das heißt, du nimmst wohl eine Gattin, die nach ihrer Weise dich immer deponiert, bis sie dich sanftmütiger macht, um nicht davon zu reden, wie viel Depositionen du merken wirst, wenn du zu Ämtern und Diensten in Staat und Kirche herangezogen wirst. Guter Gott, wieviel Schwierigkeit und Herzeleid, was alles du für eine Art der Deposition halten magst, mußt du da durchmachen! Bauern, Ritter, Bürger, ja deine Diener und Untergebenen werden dir übergenug Hörner aufsetzen. Bist du dahin gekommen, so sagst du wohl: ‚Ja, ja, zu Wittenberg hub mein Deponiertwerden an, und nun dauert es das ganze Leben hindurch.‘ — Und nun sage mir etwas aus den Autoren her, die du gelernt hast, damit ich höre, wie fleißig du gewesen bist, ob du auch die Grammatik repetiert habest.“ Also Luther; und wir dürfen gewiß sein, daß nach

ihm noch viele ernste Professoren zur rechten Stunde ein rechtes Wort gefunden haben, das das Studentlein nicht so leicht in den Wind schlug.

Was Luther zum Schlusse seiner Ansprache verlangte, war ein richtiges Antrittsexamen, das später fiel und durch das Abgangsexamen ersetzt wurde.

Es wird begreiflich sein, daß bei der Wichtigkeit, die man der Sache beilegte, maßgebende Stimmen sich mit der Mahnung erhoben, die Behörden sollten das Ihre dazu thun, die Verlockung zu Ausschreitungen rechtzeitig zu beseitigen, und so gab es Universitäten, wo die Deposition geradezu amtlich geregelt wurde (was sicher weiser war, als sie, wie es anderswo geschah, einfach gesetzlich zu unterdrücken, wo sie denn heimlich und doppelt roh getrieben wurde). In Kursachsen war z. B. die Deposition per decretum visitationis aulicum öffentlich bestätigt. Es stand dort nicht etwa jedem zu, ein Depositor (domitor cornutorum monstrorum, pater beanorum) zu sein, sobald die Studenten ihn erwählten, sondern es wurde ein bewährter, zuverlässiger Charakter dazu ausgesucht, und er führte sein Amt auf Weisung und mit Zustimmung der philosophischen Fakultät, zu deren Obliegenheiten die Ordnung der Deposition gehörte, und verwaltete es wohl fünf Jahre hindurch. Vielleicht war er ein gelehrter Magister, sonst ein alter Student, und erst später, als die Deposition mehr verfiel, zog man Pedellen hinzu, die dann auch zur Haltung der Geräte verpflichtet waren. An

einigen Orten wurde der Depositor eidlich verpflichtet, er dürfte die Handlung niemals außerhalb der Universitätsstadt vornehmen, die bewährten Vorschriften nicht überschreiten, auch nicht beliebig Stellvertreter für sich einschieben. Für seine Arbeit erhielt er dann besondere Besoldung. Natürlich war er Versuchen, ihn zur milderen Amtsführung zu bestechen, seitens der ängstlichen Beanen ausgesetzt; er nahm dann wohl das Geld und wandte es den allgemeinen Gelagekosten zu, zog den Frechen aber nur um so stärker heran. Verbarg er die Summe und es kam heraus, so unterlag er dem Urteile der Studenten und mußte wenigstens Schorum geben, das heißt einen Schmaus für die Schoristen.

Die Folgerung aus dieser Einrichtung war natürlich, daß sich niemand der Deposition entziehen durfte. Drückeberger gab es natürlich zu allen Zeiten. Einzelne Beanen verbargen ihren Stand und gaben an, daß sie anderswo schon deponiert hätten, der Beanismus aber war hauptsächlich eine innere Eigenschaft, die man nicht mit den Sinnen wahrnehmen konnte. Dem Verdächtigen mußte also mit Aufmerksamkeit nachgespürt werden. Verdächtig machte z. B. ein Verkehr mit Beanen, Unkenntnis des Komments und sonstiger studentischer Sitte oder Unsicherheit im Benehmen gegenüber dem Erfahrenen. Da galt es also, in der Heimat, bei Hausgenossen oder Landsleuten nachzufragen, oder man sagte es auch wohl dem Verdächtigen auf den

Kopf zu, daß er Beanus sei. Das war freilich eine heikle Sache, denn bei gutem Gewissen durfte man solche unerhörte Beleidigung mit einer Ohrfeige niederschmettern. Dann aber mußte man auch mit guten Gründen sich rechtfertigen können, am sichersten durch Zeugnisse von dem Orte her, wo man die Hörner deponiert hatte; andernfalls konnte auf Indizien hin Verurteilung erfolgen. Der Schuldige wurde auf allen einzelnen Stufen der Deposition mit dem Doppelten belegt, allerdings eine harte Strafe der Überhebung. Um den Gerechten zu schützen, war es darum auch ein gutes Ding, daß an einigen Orten der Name dessen, der die Deposition geduldet hatte, dem Rektor mitgeteilt wurde, der dann erst die Einzeichnung in die Liste der Studenten vornahm, ja, in Leipzig wollte man noch 1688 niemanden zum membrum Academiae erklären, der nicht beim Zuzug von anderer Universität dem Rektor das Zeugnis der Deposition einhändigen konnte. So nur ist es verständlich, daß man z. B. in Jena jemanden, der schon lange auf anderen Universitäten gewesen war, Frau und Kinder hatte, nötigte, die ganze Deposition durchzumachen, bevor er eine ihm zugedachte Stelle annehmen konnte. Elias Butschius hatte zu Leyden, wo es keine Deposition gab, sein Triennium absolviert, war schon als Schriftsteller berühmt und wurde doch noch zum Deponieren auf deutschen Universitäten gezwungen. Kein Beanus konnte Doktor oder Magister werden, ebensowenig wie ein Esel ein Mensch.

Infamibus non patent portae dignitatum. So konnte es kommen, daß jemand, der zur Stelle eines Pastors berufen wurde, sich deren in erwachtem Gewissen nicht für würdig hielt, da er noch nicht der Hörner beraubt war, er ließ also die Deposition an sich nachholen.



III.

Der Pennal.

Was ein Pennal sei, fragt der Leser. Ein ungemein vielseitiges Wesen, welches zu beschreiben nur durch eine Menge von bedeutungsvollen Namen möglich ist. Da er eine gewaltige Verwandlung durchgemacht hat, so erscheint er als ein Quasimodogenitus, vulgo Neovistus, Neugeborener oder Neubekehrter. Noch sieht er mit blöden Augen in die Welt hinaus und ist also ein Innocenz, Unschuldiger, da er gern dreist den Schnabel aufthut, dieser Schnabel aber noch bedenkliche gelbe Stellen zeigt, so ist er ein Rapschnabel. Auf der Universität schmarotzt er, und darum heißt er — Verzeihung, ich habe ihm den Namen nicht beigelegt — Spulwurm. Ein alter Glossator sagt etwas — aber nur ein ganz wenig — höflicher: „Der Pennal ist die Hefe, der Bodensatz (Faex) der Studenten," und ihm nach rufen viele in etwas bequemerer Aussprache, sobald ein Pennal an ihnen vorübergeht, höhnisch: „Feix, Feix!" Dem tiefer blickenden philosophischen Sinn

erscheint er dagegen wohl als eine Mißgeburt, denn als die Natur einen Studenten machen wollte, da griff sie fehl und schuf also den Pennal, und deshalb hat man das Recht, ihn Studiosus occasionatus zu nennen. „Aber sei deswegen nicht allzu traurig, mein Junge, denn die Natur kann deswegen doch schließlich ihre Absicht durchführen, sobald das Hindernis entfernt ist, denn gerade so, wie der Knoten gebunden ist, muß man ihn wieder auflösen."

Aus diesen mannigfaltigen Lichtern, mit denen kundige Leute den Pennal beleuchtet haben, wird jedermann klärlich erkennen, daß die höchste Verwandtschaft mit dem Beanus vorliegt, wie zwischen Ei und Küchlein. Denn wer durch die Deposition gegangen ist, ist noch lange nicht ein fertiger Student, der überall Anspruch in der Stadt erheben kann, der Erste zu sein und als solcher geachtet zu werden, sondern zunächst eben ein Pennal. Und diese Verwandtschaft tritt sofort leuchtend heraus, wenn man alle jene Farben zu einer einzigen mischt. Siehe, da heißt es dann kürzlich und klärlich: „Ein Pennal ist ein unvernünftiges Tier, das weder Maß noch Grenze seiner Ungeschliffenheit hat." Es wäre kaum nötig, dieser deutlichen Rede noch etwas hinzuzusetzen, aber da ein Weiserer als ich es doch für schicklich gehalten hat, so will ich mich fügen und seinen tiefen Sprüchen lauschen. Pennalis ist er, weil er in der Büchse an seinem Gürtel sorgsam seine Schreibfeder, Penna, mit sich herumträgt, um

seines Lehrers Worte aufzuschreiben (oder auch nicht, wo denn die schlechte Feder allerlei gute Vorwände abgeben wird). Und ein animal brutum, ein unvernünftig Tier ist er, weil geschrieben steht: „Der ungebändigte Pennal ist wie ein mutwillig Kalb; sie verstehen sich ja nicht in Burschensitten zu fügen, weil an deren Feinheiten nicht jeder Esel Geschmack findet. Der tierische Mensch vernimmt nichts von dem Studiosentum, es ist ihm Thorheit, er kann es in seinem dicken Hirn nicht verdauen.“ Und nicht Grenze noch Maß seiner Ungeschliffenheit hat er, „dadurch unterscheidet er sich von dem Bacchanten, der seine Possenreißerei zügeln muß im Hinblick auf den Stock des Schullehrers, der jede Übertretung alsbald ahndet, ohne daß Einspruch erhoben werden kann.“

Ein Blick ins alltägliche Leben des Pennals beweist, wie er emsig bemüht ist, aller jener obigen tiefsinnigen Namen sich würdig zu beweisen. Diese sagen, was er ist; aber wenn wir anfangen wollen zu schildern, wie er ist, dann ist zu fürchten, daß wir gar nicht das Ende finden können. Darum schlage ich vor, auch hier einen Gewährsmann reden zu hören, der (1611) eine vorzügliche Schilderung uns hinterlassen hat:

Zum ersten: Der Pennal ist ein Haltfest (tenax) und Geizkragen und mißt lieber einen Finger von seiner Hand als ein Goldstück aus seinem Beutel, denn er hat in seiner Grammatik gelernt: Sparsamkeit

ist eine große Rente. Also muß er dem Depositor schwören, kein Geld von der Universität wieder mit nach Hause zu nehmen; geschähe das nicht, so würde er ein Händler oder ein Jude und wuchern mit seinem Gelde und große Reichtümer sammeln und nicht in den Himmel kommen.

Zum andern: Der Pennal ist sehr auf seinen Vorteil bedacht und achtet wichtig, was du gar nicht merken würdest, und deswegen verbirgt er sein Geld in der Streu seines Kissens, ein Groschen ist ihm die ganze Welt, beim Gelage zählt er alle Schlucke aus der Kanne.

Zum dritten will er gern voran sitzen am Tisch und nicht der letzte scheinen, weil er sich gewöhnt hat, um den ersten Platz bei der Syntax oder Dialektik zu disputieren, wo es schmählich ist, untenan zu sitzen. So ist es ihm zur Gewohnheit geworden, und er kann nicht leicht davon lassen, weil ja, wie die Ärzte sagen, jede plötzliche Veränderung gefährlich ist.

Zum vierten ist er wählerisch, weil er beim Mahl die besten Bissen zu erschnappen pflegt aus der Schüssel und ist sehr lecker bei der Wahl der Speise. Und Nieren mit Fett sind seine Wonne. Er ist ja ein verwöhntes Kind, das noch nicht lange von seiner Mutter Brust gekommen, und die Mutter hat ihn so gelehrt.

Zum fünften setzt er sich gern bei den Mädchen in Gunst, sie wählen ihn sich allein zum Helden, denn er kann sehr geziemend löffeln und küssen und schöne

OF

Galliarden tanzen und fein den Hof machen mit Zitherspiel und Singen.

Zum sechsten merkt euch, daß der Pennal ist frech und sehr streitsüchtig, fordert jeden heraus, will sich mit allen messen und glaubt, daß niemand mannhafter ist als er. Er hat sich nämlich in der Schule gut bewährt, über der Bank, weil er die Rute des Lehrers anfassen konnte und die Schuhe aus den Händen des Kalfaktors entwenden und sich in Freiheit setzen, und niemand wagte zu sagen: Was machst du?

Zum siebenten merke, daß er ein furchtsames Tierlein ist hinsichtlich seines Standes. Er denkt nämlich, daß jedem seine Mängel auf der Stirn geschrieben stehen, weswegen der Dichter sagt: Die Pennalherzen regiert die Furcht. Wenn also sein Stand erwähnt wird, sitzt er ganz still da, mag auch seine Augen nicht aufheben, weil er ein großer Sünder ist, sondern schlägt an seine Brust und spricht: „O Herr, laß dies Jahr sanft und schnell vorübergehen."

Achtens ist er ein sehr gelehrter und weiser Lateiner, und seine Bildung hängt ihm aus Nase und Ohr wie ein Wurm, weil er ja sehr lange Primaner war und längst die ganze Grammatik an den Schuhen abgerissen hat und kann alle metaphysischen Termini am Finger herzählen wie ein Vaterunser und Kommentare schreiben zu Euklid und disputieren für und gegen im großen Kreise Philosophierender und viele Paradoxa aufstellen gegen Priscianus und Älius Donatus, und

ist niemand, der seinem Geiste widerstehen kann, und er kann deswegen den Magister machen, wann er will.

Neuntens ist er sehr stolz und unverschämt, und kann ihm niemand hinsichtlich seines Ansehens verglichen werden. Vergleiche man ihn also dem Pfau, denn er bläht sich, wenn er seiner Gelehrtheit gedenkt und wird klein, wenn er an seinen Stand denkt, denn ein Pennal ist ein trotzig und ein verzagt Ding.

Zehntens ist er sehr disputax und will im Verkehr auf alles antworten, gefragt und ungefragt und jeden aus der Fassung bringen in seiner Rede und niemandem weichen, nicht einmal dem Teufel. Denn es ist ja so schön, wenn mit Fingern auf einen gezeigt wird und gesagt: Das ist er!· Und ein Wissen, das man nicht zeigt, hat keinen Nutzen, wie ein verborgener Schatz. Deshalb steht geschrieben: Du sollst deine Kunst leuchten lassen vor den Studiosen, daß sie deine guten Begriffe sehen und dein Ruhm und Name offenbar gemacht werden.

Endlich und zum Schluß ist ein Pennal geschwätzig, naseweis, bissig, gefräßig, trunksüchtig, raffgierig, geizig, störrisch (loquax, dicax, mordax, vorax, bibax, rapax, tenax, scapax), so daß alle Vokabeln auf ax bei ihm zutreffen. Denn da in der Schule es auf seinem Rücken tax tax tax erschallte, wurde ihm alle vocabula monstrosa aufgedrückt.

Und dieses alles sollt ihr euch gut einprägen, denn eins der obigen Merkmale ist schon hinreichend, euch

zu zeigen, nach was für einem ihr forscht. Und dann macht das Zeichen des Kreuzes und sprecht: „Von solchem Pennal befreie uns, Herr.“ Soweit unser Gewährsmann, und man wird zugeben, daß er, abgesehen von dem Mißbrauch frommer Sprüche,*) mit löblicher Gründlichkeit und Klarheit verfährt. Andere kennen noch Pennales domestici, die Hauspennale, als besondere Abart so genannt, weil sie in der Universitätsstadt oder in der nächsten Nachbarschaft in den Häusern der Eltern wohnen, und nennen sie auch wohl spöttisch Stammfeix und Hausunken und Hauslöffel, aber wie sollten wir bei unserer ernsten Darlegung auf diesen spöttischen Ton eingehen. Vielmehr sammeln wir unsern Geist zu gründlicher Betrachtung des hohen und mühseligen Erziehungswerkes, das den erwähnten Ausartungen und Fehlgebilden gegenüber angewandt werden muß, um daraus Menschen, das heißt, rechte Studenten zu machen.

Kommt ein Pennal auf die Universität, so schmückt er sich gern mit ihm nicht gebührender Tracht, um ein Student zu scheinen. Weg mit dem güldenen Ring vom Finger, du Narr, der mag sich in der Hand Weiserer in edlen Gerstensaft verwandeln! Herunter die nickende Feder vom Hut, nimm dafür die Schreibfeder zur Hand! Zerbrecht ihm den Degen, den er

*) Der Mißbrauch ist häßlich, konnte aber, um die Denkungsweise jener Zeit zu beleuchten, nicht verschwiegen werden.

so prahlend an der Seite trägt, und gebt ihm in die Hand eine Rute, die ihm gebührt, denn es heißt: Suum cuique. Also laßt die Ehrenzeichen nebst dem Mantel dem Studenten allein. Hat der Pennal einen durchlöcherten Hut, zerrissene Kleider und Hosen, schleppende Pantoffel statt der Schuhe, so ist er versorgt, und hat er seinen Mantel nicht schon versetzt oder an einen Würdigeren abtreten müssen, so darf er ihn nur auf dem Arm oder in der Hand tragen. In der Kirche soll er an einem bestimmten Orte bei Standesgenossen seinen Platz finden, und wenn er sich bei andern eindrängt, so wird er's bedauern. Es kommt die Zeit seiner Degradation, und alles fällt auf sein Haupt, und er muß in Sack und Asche seine Überhebung bereuen. „Wohl gab es einmal einen, der stolzierte hoffärtig umher, und die Jungfrauen hingen an seinem Munde. Hernach stellte sich heraus, daß er noch Bacchant war. Dem stellte man die scharfen Fragen, und er wurde degradiert, und er that einen großen Fall und wurde in die Hand des Depositors gegeben und mußte seinen letzten Pfennig herausrücken."

Wie nun aber, wenn die Pennale mit loser Zunge ihre Standesgenossen und andere in der Kirche durchhecheln, ehrliche Leute, die auf dem Markte ausstehen, bestehlen, in der Bürger Häusern oder auf den Dörfern Händel anfangen, die Bauern verhöhnen, die Frauen vexieren, die Zäune vor den Thoren niederreißen, sich prügeln untereinander und treiben allerlei grobe Büffels-

possen? Man glaube nur ja nicht, daß ich übertreibe, denn leider kommen solche Ausschreitungen täglich vor. Und ich frage noch einmal: Was dann? Ist es da nicht löblich und gut, daß die Studenten sich derselben annehmen, bevor sie ganz entarten und versinken?

An den Thoren stehen in jenen Zeiten, wo die Neulinge die Universität beziehen, die „Auftreiber", die herumlungern, gleichsam spazieren gehen, den Ankömmling so zufällig grüßen. Woher? Wohin? „Ach, wie gut, daß Ihr mich getroffen habt, bevor Ihr in die Stadt gekommen seid. Nehmt Euch nur ja in acht vor Unbekannten, die überall herumlauern und Unerfahrene ausbeuten." — Der Pennal bittet um Rat, der Auftreiber verweigert ihn, um nicht in Ungelegenheiten zu kommen, giebt endlich dem Bittenden nach, indem er mit ihm Mitleid zeigt, und verspricht ihm, ihn in ein gutes Gasthaus oder auf seine Bude oder an sonst einen guten Platz zu führen. Läßt der Pennal sich berücken, so ist er sofort umgarnt, um nie wieder loszukommen. Ist er unvermutet schlau und vielleicht schon gewarnt, dann späht der Auftreiber ihm nach, eilt zu den Seinen, die im Trinkhause versammelt sind und meldet: Es sei ein Pennal da, die Landsleute möchten sehen, was zu thun sei, da er sich nicht bei der Nation melden wolle. Man beschließt, den jungen Herrn tapfer zu agieren, schimpfieren und tribulieren. Nach zehn Uhr abends machen sich die Nationalisten auf und ziehen vor sein Losement (Museum,

Wohnung), brüllen, blärren, brummen, grunzen, blöken. Sie schimpfen auf ihn und auf seine Eltern, werfen ihm die Fenster ein. „Heraus, du Pennal! du Feix, du Spulwurm!" Sie fordern ihn sofort mit vielen Flüchen, er solle mit dreien ihrer Helden raufen. Der Geängstigte hütet sich wohl, ihrer Aufforderung zu folgen. Begegnen sie ihm am nächsten Tage auf der Straße, so pfeifen sie ihn aus, verspotten ihn, fallen ihn auch zuweilen an und verwunden ihn. Somit treiben sie ihn endlich dazu, ihren Willen zu thun, das heißt als Pennal in die Verbindung zu treten.

Zuweilen haben sie nicht einmal große Mühe nötig, er läuft ihnen von selbst zu. Aufgeblasen wie er von Hause kommt, gebärdet er sich unter dem Thore wie ein Türke, schmeißt dem Thorhüter, der ihn nicht zollfrei passieren lassen will, weil er ihn für keinen Studenten hält, ins Gefräß, geht zu den Landsleuten, die ihn jubelnd auf den Burgkeller führen. Alsbald geht sein Geld drauf für Getränk und für die Spielleute, die ihn schmeichelnd für einen Junker erklären. Die ganze Nacht wird durchzecht. Ganz unbekannte Studenten machen sich an ihn, er bezahlt willig die Heringe zum Frühstück, geht mit in den Weinkeller, da er ja die Weinsorten kennen lernen muß, und hält alle frei. Am nächsten Tage mietet man ihm eine Wohnung. Alsbald kommt die ganze Kompagnie und will die Stube einweihen, er muß den Introitus geben, Hering und Wein. Thut er es nicht, wird er für einen

Knospen und Schulfuchs erklärt, der rechten Universitätsbrauch noch nicht kennt. Also giebt er, so lange er hat. „Trag auf, schenk ein, sauf aus!“ „Ha, lustig, Ihr Herren, Ihr sollt alle meine Gäste sein und keinen Pfennig geben.“ Wird sein Geld zu früh alle, so soll er borgen, sie schnauben und schnarchen und befehlen und mißhandeln ihn, schmeißen, schlagen, raufen, schelten, werfen ihn hin und treten ihn. Er muß unter den Bänken sitzen, die Lichter putzen, ausspülen, einschenken, zutragen. Er gehört in den Winkel und muß sich ducken und schweigen. Nach solchem Erlebnis behält er meistens nicht soviel übrig, daß er als Beanus den Depositor bezahlen kann. Und doch ist dieses alles nur der Anfang seiner Pennal-Erfahrungen. Sie kommen bald noch besser. Will er unter den Bedrängnissen aushalten, so muß er schnell nach Hause schreiben und seine Not offenbaren und um Zuschuß bitten. Denn nun kommt sehr oft an ihn die Aufforderung, zu traktieren und Schmäuse zu geben; solche Pennalschmäuse richten des Vorteils halber manchmal sogar Professoren auf Kosten des Neulings in ihren Häusern her, oder sie besuchen sie wenigstens auf Einladung hin gar zu gern, um einmal wieder Gutes zu genießen. „Sie helfen das Kalb weidlich mit austreiben, geben zum Gesauf an den Tischen selbst mit Anleitung, schenken Halbe ein und schreiben das Doppelte an.“ Jemand erzählt: „Als ich auf die Universität gekommen war, besuchten mich in meinem Pennaljahr etliche Erzpennal-

putzer, sie sahen, daß ich Camerarii horae subsecivae in der Hand hatte, und riefen: Seht, was das für ein hoffärtiges Pennal ist, daß er gleich in großen Büchern lesen will. Du kleines Pennal, verstehest du denn, was du liesest? — Ich verstummte und machte eine tiefe Reverenz. Da kam einer auf mich zu und sprach: „Habt Ihr Geld? — Ich sprach: Nein. — Da antwortete er: So schickt den Camerarius auf den Weinkeller und laßt ein paar Viertel Wein holen, ich will Euch gnädig davon helfen. Ich schickte meinen Camerarius und meinen Mantel, den ich Sonntags zu tragen pflegte, und bat den Wirt, er möchte mir aushelfen, bis ich an den Vater schreiben könnte. Der Herr Bürgermeister Lünker, ein redlicher Deutscher, war in dem Keller, durchblätterte den Camerarius, besah, was ich in margine geschrieben, und sagte erstlich zur Magd: Das muß ein feiner, gelehrter Herr sein, der das Buch gelesen hat. — Dann sagte er zum Wirt: Gebt ihm, was er haben will. — Wer war so froh wie ich, daß ich die Wetterauischen Milchbengel kontentieren konnte. Ich wartete ihnen so höflich auf, als würde ich Page beim Herzog von Friedland und dachte, wenn ich einmal zu wenig einschenkte, ich würde die entsetzliche Stimme hören: Laßt die Bestie aufhenken! — Diese Angst war wohlbegründet, denn wer im Bewirten säumig war, den tribulierten sie, sie stießen ihm Gläser ins Gesicht, schändeten Bart und Haar, schunden ihm die Haut, und es ist wohl vorgekommen, daß

jemand in Verzweiflung dem Studium entsagt oder Hand an sich selbst gelegt hat oder an der Mißhandlung gestorben ist. Auch von seinen Sachen, Möbeln und dergleichen muß der Pennal hergeben, was der Student fordert, denn ein Pennal hat kein Eigentum. Wer auf die Universität mit großer Ausstattung gezogen ist, soll diese nur sorgfältig verstecken, denn die Hand des Burschen greift gelassen nach allem, was dem Herrn gefällt, er nimmt Repositorium und Stuhl, Tintenfaß und Feder, Glas und Humpen; wird's ihm verweigert, so zerschlägt er's, ja, er schlägt Öfen und Thüren, Tische und Kasten zusammen. Der Pennal muß abschreiben, aufwarten, Botengänge für den Senior thun zu den Burschen. Oder die Nationen haben, wie im ersten Abschnitte bemerkt, rege Verbindung mit der Heimat und senden regelmäßige Boten, oft im Semester mehrere Male, um Schuldner zu mahnen, mit den alten Mitgliedern in Verbindung zu bleiben und dergleichen mehr, und wenn man kein Geld hat, Läufer anzunehmen, so kann es sein, daß man Pennale benutzt und sie zwanzig Meilen und weiter hinaussendet. Auch muß der Pennal der wirkliche Bediente seines Leibburschen sein, dessen Schuhe und Kleider putzen, Aufträge und Ausgänge besorgen, ihm bei Tisch aufwarten, beim Spazierengehen ihm als Trabant nachtreten, den Betrunkenen nach Hause schaffen, den Kranken pflegen, dem Rauflustigen den Degen nachtragen und immer Geld geben. Vor dem herankommenden Studenten

muß er aufstehen und ihm tiefe Reverenz machen, Karten für ihn in der Tasche stets zur Verfügung halten und bereit sein, seine saubern Kleider mit den abgetragenen des andern zu vertauschen. Sitzt ein Pennal in Unterhaltung neben einem Mädchen, so muß er dem herantretenden Studiosus Platz machen.

Gegen alle solche Ordnungen giebt es keinen Widerspruch. Wenn man ihn schimpft, darf er nicht klagbar werden wegen Injurien, denn er ist „ein Tier, welches nicht recht, nicht unrecht hat, und die Wahrheit einer Beleidigung ist hinreichend, den Beleidiger zu entschuldigen." Niemals soll er sich beschweren, daß er auf dem Markte oder auf der Straße geprügelt wird oder in den Brunnen getaucht; letzteres geschieht, wenn er auf Anrufen nicht sofort aus dem Wege gegangen ist. Auch hat er kein Recht zur Herausforderung, denn er darf noch keinen Degen führen, nur die ihm gebührende Rute. Rächt er sich durch Schimpfen oder gar Anzeigen beim Rektor, so vereinigt sich die ganze Schar der Gewaltthätigen gegen ihn, er wird gewiß nicht absolviert und zum Studenten gemacht. Lieber also läßt er sich plagen und hält die Mißhandlungen stumm und tapfer aus und tröstet sich mit dem Gedanken, daß jedes Ding ein Ende haben müsse, die Pennalzeit nach einem Jahr.

Armer Pennal, du hast dir schlechten Trost ausgesucht. Du singst dir täglich heimlich zu: „Ein Jahr ist bald herum!" Aber du wirst bald den Eindruck

gewinnen, als hätten die Studenten es mit dem Jahr gemacht, wie nach der Meinung eines Fremden im Rostocker Hafen die Jungen mit dem Ende eines Ankertaues, nämlich das Ende abgeschnitten. Anfangs redete man vom gebräuchlichen Jahr und setzte zur Sicherheit fest: Jahr und Tag. Dann aber kam die Erwägung, daß ja die Ferien, die die Neulinge dem Einflusse der Burschen entzogen, dem Pennalismus eigentlich verloren waren, darum galt es hier auszugleichen, und man setzte Jahr und Monat, anderswo ein Jahr sechs Wochen fest, und mit grausamem Scherze fügte man noch sechs Tage, sechs Stunden, sechs Minuten dran. Während dieser Frist legte man allerlei Fußangeln aus. Die Zeit sollte wirklich zusammenhängend auf der Universität verbracht sein. In absentes non valet praescriptio. Vielleicht daß der Pennal sich gedacht hat, eine Zeitlang von der Bühne zu verschwinden und die Burschen wüten zu lassen — aber die Schoristen*) passen auf! Nur wer nach Hause geht, um sich Lebensmittel und Geld zu holen, die ja den Gönnern zu gute kommen, ist entschuldigt. Auch darf der Pennal wohl in der Pestzeit weggehen, wie andere, aber er darf dann nicht nach Hause, sondern muß die Zeit anderswo verbringen und sofort nach Aufhören der Pest zurückkommen. Sonstige Gründe,

*) Woher dieser Name der älteren Studenten stammt, ist unklar, sicher nicht daher, daß sie die Pennäler schoren, wahrscheinlicher von Schorum, das wohl Schmaus bedeutet.

die Abwesenheit zu entschuldigen, giebt es nicht. Kehrt ein Pennal nach unerlaubter Unterbrechung der Zeit seiner Ausbildung bald zurück, so hat er das jus postliminii noch für sich und man rechnet ihm die Zeit der Abwesenheit nur doppelt zu der Pennalzeit zu. Entsteht aber in seiner Ausbildung eine zu große Lücke, dann ist alle seine bisherige Ausdauer umsonst, er muß noch einmal die ganze Prüfungszeit von vorn anfangen. (Es ist in Leipzig gestattet, sich einzelne Rechte durch einen Schmaus vorher zu erkaufen, z. B. Degenführen, Hutfedertragen u. s. w., jedoch muß jedes einzelne Recht durch einen tüchtigen Schmaus erworben werden.) Und wenn irgend ein Grund vorhanden ist, den Pennal als noch nicht genügend bewährt und befestigt anzusehen, so wird der Schlußtermin immer wieder hinausgeschoben, und Widerspruch ist gegenüber der mit unbeschränkter Macht ausgestatteten Gesamtheit unmöglich.

Nur *eine* Macht giebt es, die selbst den Willen des trotzigsten Burschen lenken kann, jene Macht, die die größte zu allen Zeiten gewesen und kräftiger gebraucht ist als die der Tyrannen, das ist die des Weibes. Wenn der Pennal gelernt hat, die Würde eines Studenten zu wahren und bei den Mädchen beliebt ist, kann eine Jungfrau für ihn die Losgebung erbitten, wenn er sich bereit erklärt, den Genossen die übliche Vokation (Einladung zum Schmaus) zukommen zu lassen. Zu solcher Losgebung bedarf es bestimmter

Feierlichkeiten, und sie ist ziemlich verklausuliert. Zunächst muß eine Jungfrau aus vornehmem Stande, welche genaue Kenntnis von der ganzen Angelegenheit hat, zum Richter gewählt werden; man stellt umständlich den Thatbestand fest und prüft die Würdigkeit des Pennals. Dann darf er vor der Jungfrau auf die Kniee fallen und ihr den Eid leisten, daß er den Pennal ausziehen und den Studiosen anziehen will. Aber diese Weise ist insofern bedenklich, als die ganze Handlung für ungültig erklärt werden kann, wenn etwas bei der Feierlichkeit vergessen ist und — es gilt der Befreite nur in jenem engern Kreise als Studiosus, der an der Feier sich beteiligt hat, nicht also für die Mitglieder der andern Nationen. Denn Privatorum pactis jus publicum inverti non potest.

Vielleicht, daß an einer Universität die Legitimatio per subsequens Magisterium galt, wenn der Pennal innerhalb seiner Zeit die Magisterwürde erwarb, weil durch diese die Flecken des Pennalismus abgewaschen wurden. Aber ein solcher kam natürlich keineswegs ohne Schmaus davon, auch fehlte es nicht an Stimmen, die auf Durchführung seines Pennaljahres bis ans Ende bestanden. Vielleicht, daß auch der Landesherr durch ein besonderes Privilegium Adligen in einem Diplom das Recht gab, nicht Pennal zu sein, aber es sah der Student, der seinen ungebundenen Sinn schwer zu einer besonderen Achtung vor Rang und Würden bequemte, mißmutig auf solche Drücker

oder Schieber und ließ seinen Launen bei späterer Gelegenheit um so rückhaltsloser die Zügel gegen sie schießen.

Begleiten wir nun nach dieser Unterbrechung den Pennal bis ans Ende seiner dornenvollen Laufbahn „auf seinem letzten Wege". Ein Jahr, sechs Wochen, sechs Tage, sechs Stunden, sechs Minuten sind vorübergegangen. In dieser Zeit haben die Studenten es meistens nicht geduldet, daß er sich im Auditorium hat sehen lassen, er ist ja noch kein Mensch, sondern will erst einer werden. Vielleicht spürt er auch noch keinen allzu großen Drang nach Wissenschaft, aber sicher nach Freiheit. Da wandert denn der Pennal durch die ganze Nation. Bei jedem Mitgliede derselben stellt er sich ein, und überall wiederholt er demütig die Bitte um die Absolution und ladet zu dem Abschiedsschmause ein. Die Nation tritt zusammen und berät den Fall und zeigt sich, da nichts besonderes einzuwenden ist, vielmehr der Schmaus recht üppig ausgerichtet werden soll, bereit, die Bitte zu gewähren.

Bei allen durch die Satzungen angeordneten Konvents-Gelagen der Nation ist es der Brauch gewesen, den Pennal zu vexieren. Was aber an diesem letzten Abende bei der Absolvierung vom Pennalzustand über ihn kommt, ist der Gipfel der Vexation. Die Schriften reden mit einer gewissen Zurückhaltung darüber, sie lüften nicht geradezu den Schleier, sondern begnügen sich mit Andeutungen. Noch einmal werden

ihm, wie so oft, seine Sünden und Mängel vorgehalten und ihm die Bußen auferlegt. Er muß unter den Tisch kriechen und miauzen, Nasenstüber aushalten; wenn er eifrig mit Bierzutragen bedient, gönnt man ihm Stirnknuppen und rauft ihn an den Haaren. Ist er durstig, dann mischt man ihm in seinen Trank zerschnittene Nestel, Lichtösel, Tinte, Senf, schlechte Butter und zwingt ihn, ihn zu nehmen. Als Speise bietet man ihm ein Gemisch von Wurst, Brot, zerstoßenen Ziegelsteinen oder Scherben, Salz und dergleichen, und will er nichts essen, so stopft man ihm das greuliche Gericht mit solcher Roheit in den Mund, daß die Lippen bluten. Gelegentlich dient er einem Studenten als Pferd oder Esel, denn der reitet auf ihm herum, stößt ihn mit Sporen und trinkt, auf ihm sitzend. Dazu singen andere die Bacchusmesse, die anhebt: O vitrum gloriosum. Antwort: Mihi gratissimum, oder das Pennallied:

Prächtig kommen die Pennäler hergezogen,
Die da neulich sind ausgeflogen
Und haben lang' zu Hause gesogen
Von der Mutter,

welches schließt mit den Worten:

So thut man die Pennäl agieren,
Wenn sie sich viel imaginieren
Und die Studenten despektieren u. s. w.

Oder das andere Lied:

Resonet in laudibus
Cum jucundis plausibus
Vitrum nostrum gloriosum
Per omnia Kling Klang Klorum.

Es giebt eine Disputatio Physiolegistica de Jure et Natura Pennalium von D. Lucas de Penna utriusque Grobianitatis Candidatus. Diese mit vielem Humor verfaßte Schrift, die mit überlegenem Spott auf die Pennale herabsieht und ihre Schwächen erbarmungslos darstellt, wurde auf dem Gelage zur Grundlage von Disputationen gemacht, und die Pennale waren genötigt, über einzelne Abschnitte, die besonders bitter für sie waren, nach dem Sinne der Studenten zu disputieren, sich selbst also bloß zu stellen und zu verurteilen. Wir folgen dem Verfasser als dem ältesten Gewährsmann über Pennalfragen: „Gegen den Pennal ist das Mittel der Schrift gut: Zeig deinem Bruder seine Fehler und bring ihn zur Vernunft zurück, damit er vom Bösen läßt und thut das Gute. Und kannst du es nicht allein thun, so nimm andere zu dir, die stärker sind als du. Will er nichtsdestoweniger auch nicht hören, dann züchtigt ihn, denn es liegt in seinem Vorteil, daß er nicht stirbt in seinen Sünden. Mitleid darf man mit ihm nicht haben, denn er sündigt mehr aus Gewohnheit als aus Schwäche, und er muß selbst später vielen Dank sagen. Und er soll deswegen nicht zürnen, denn ein Freund muß den guten Willen

des Freundes erwägen, und niemand wird ihn aus Haß vexieren, sondern aus Zuneigung, denn wer seinen Freund lieb hat, der tadelt ihn. Vielmehr damit keinem sein Pflichteifer nachteilig sei, muß er ihm dann und wann Einladung zum Gelage bringen und sich Freunde mit dem ungerechten Mammon machen, damit sie ihn dereinst in ihren Stand aufnehmen. Wie aber, wenn ein Pennal sich die Behandlung nicht gefallen lassen will, darf er sich dem Agierer widersetzen? Nein, injusta est defensio, ubi justa est offensio. —

Wenn nun ein Studiosus einst der beste Freund des Pennals gewesen, darf er dann jenem durchhelfen, daß er nicht vexiert werde? Durchaus nicht, denn hier handelt es sich um eine Staatsangelegenheit, und es muß dem Staate daran liegen, daß die Vergehen nicht ungebessert bleiben. — Was nun die Sache anlangt, so rate ich doch, daß ihr nicht allzu hart die Macht anwendet, denn eine mäßige Zurechtweisung steht euch zu, allzu große Härte wird als Schuld gerechnet.

Ich frage: Ist die Vexierung gerecht? Es scheint nicht so, weil sie eine Injurie ist, die das Ansehen bei guten Männern und schönen Mädchen kränkt. Und dennoch muß die Ansicht von ihrer Nützlichkeit gelten, weil sie Verstand giebt, wie die allgemeine Ansicht davon hält, und ist gleichsam ein irdisches Fegefeuer, durch welches alle Pennalmängel abgestreift werden, bis der Pennal nach Erfüllung seiner Zeit zum

Studententum gelangt. Dies wird auch ausgedehnt auf den, der so ungewöhnlich gelehrt ist, daß er schon nach einer einzigen Woche könnte den Magister und nach zwei Monaten den Doktor machen. Denn Gelehrtheit verändert den Stand nicht. Mag ein solcher alle feinsten Regeln im Herzenschrein haben, so daß an seine Gelehrsamkeit zu zweifeln Sakrileg wäre, so wird er doch nicht notiones primas et secundas kennen, welche Geheimnisse der Akademien sind und nicht den Scholaren kund werden.

Wer ein Vornehmer oder Adliger ist, mag wohl einen Vorzug haben in Bezug auf das bürgerliche, nicht aber auf das natürliche Recht. Von Natur sind alle gleich, und für den gleichen Fehler gilt das gleiche Heilmittel. Ja, es muß der Vornehme, der sich vergeht, mit doppelter Strafe belegt werden wegen des Beispiels. — Das gilt auch von dem, der immer sehr höflich ist und kann den Mädchen schöne Kredenzen machen und höchst feine Handküsse und nimmt vor jedermann den Hut ab. Der zeigt wohl, daß er allgemeine Höflichkeit kennt, aber nicht die örtliche und gebräuchliche. Man setzt also bei jedem voraus, daß er die Sitte eines fremden Platzes nicht kennt.

Solche Regel wird auch ausgedehnt auf den, der fleißig Einladungen erläßt und will großartig erscheinen und zeigt sich gegen seine Natur freigebig. Denn es gilt der Satz: Nemo in necessitatibus libe-

ralis est. Ein solcher denkt mehr an sich als an andere, darum muß List der List begegnen. — Wenn nun jemand nicht viel Geld hat und wenige Groschen in seiner Börse? Vorsicht, daß man euch nicht täuscht! Denn sie sind sehr schlau im Verbergen ihres Schatzes, also darf man solche Entschuldigung nicht leicht gelten lassen, wenn er nicht den Eid der Armut darüber geleistet hat. Man setzt doch voraus, daß niemand mittellos in die Fremde zieht, zumeist, wenn er ein Muttersöhnchen ist oder in der Kantorei als Sänger gewirkt hat. Aber wenn er wirklich so mittellos ist, dann muß er, was er nicht an Geld geben kann, am Leibe geben und muß tüchtig vexiert werden, dieweil er nicht voll bezahlt hat. Denn wird es mit ihm leichter genommen in der Geldstrafe als beim Vermögenden, so muß er doch schwerer in Leibesstrafe angefaßt werden. So wird es allgemein gehalten. Zur Vorsicht merkt aber doch, daß solche zuweilen das Privilegium miserabilium personarum haben, sind ja dann so schon beklagenswert genug, werden schon von der Armut genug gedrückt, und dem Bedrängten muß man nicht noch mehr Drangsal machen.

Aber wenn nun einer so arglos ist, daß er kein Kind kränken kann und hat große Unterwürfigkeit und zieht bettelnd durch die Stadt? Vor solchem hütet euch, denn sie kommen ja zu euch in Schafskleidern, inwendig aber sind sie reißende Wölfe und haben den Teufel unter dem Mantel wie so ein Bußbruder."

So unser Gewährsmann, dessen Thesen grundleglich werden bei allen aufgeworfenen Fragen.

Und wenn nun der Pennal durch die lange, dornenvolle Zeit, in der die Vexation stets über ihm schwebte, endlich bis zu den äußersten Terminen gekommen war, geduldet hatte, was menschenmöglich war, dann mußte er feierlich versprechen, unter allen Umständen nach seiner Befreiung als Bursch gerade so andere Pennale zu agieren, wie man es ihm gemacht hatte, und erhielt jetzt endlich die Absolution, die ihn allen Studenten aller deutschen Universitäten gleichstellte. Denn die Absolution, welche eine Nation erteilte, galt für alle. In feierlicher Zeremonie wurden ihm die Haare abgeschoren, „wie bei Nonnen, die Profeß thun,“ hier und da sengte man sie auch ab; dann erhielt er das jus gladii, indem man ihm den Degen, den ersehnten, umband, und endlich gab es die Freisprechung — im Namen der heiligen Dreieinigkeit.

„So wird der Fuchs ein Bursch.“

Zum Schluß blieb ihm nur noch übrig, die nicht geringen Kosten des Absolutionsschmauses zu bezahlen.



V.

Der alamodische Student.

Nun tritt hervor, die Erziehungsergebnis der Deposition und Absolution. Auf einer hohen Stufenleiter bist du mühsam, langsam emporgeklommen, vom Schützen zum Bacchanten, vom Bacchanten zum Beanus, vom Beanus zum Pennal, und endlich stehst du auf der Höhe im vollen Glanze deiner Würde und siehst auf die Welt, die unter dir liegt, mit unsagbarer Verachtung herab und schaffst dir eine neue Welt, in der allein du dich wohl fühlst. Wir wollen diese Welt und ihren Schöpfer, den Burschen, den vollendeten, vollberechtigten Studenten, uns ansehen und, wie du es erwartest, bewundern. Wir thun damit nur das, was unsere Vorfahren einst thaten. Man hat dich in Jahrhunderten verwöhnt, Fürsten dienten dir, denn sie waren stolz, wenn deine Scharen nach Tausenden zu der neu gegründeten Universität heranzogen, und gaben dir Privilegien. Bürger neigten sich vor dir, wie man sich vor einem Kleriker neigt, und verzogen

dich und fürchteten dich und — gaben Privilegien. So hast du deine Freiheit vom bürgerlichen Gericht und erkennst nur den Rektor mit dem akademischen Magistrat als deine Obrigkeit an. Und deine Professoren richten dich ungern, sie haben sogar, wer weiß wie oft, in Selbsterniedrigung um deine Gunst gebuhlt, um ihren Säckel durch dich füllen zu lassen, zu deinen Untugenden die Augen geschlossen und stillschweigend deine dreisten Ansprüche zu Privilegien erhoben. Pennale kriechen vor dir, Famulus und Pedellen und Wächter beeifern sich, deinem Winke zu folgen. — Was Wunder, wenn jeder Gang durch die Stadt dir ist wie ein Gang durch ein Königreich: „Dies alles ist mir unterthänig." — Du nennst dich Agierer, Schoristen, Pennalisierer, wenn du das Hauptgebiet deiner Thätigkeit, die Erziehung oder Ausbeutung der Neulinge, betrittst, sonst wohl den fröhlichen, herzhaften, redlichen, tapferen, freien Studenten oder Burschen. Um Recht oder Unrecht zu diesen vielen Beiwörtern wollen wir nicht streiten, nicht einmal, ob du den Namen Student wirklich verdienst, aber sehen möchten wir dich doch einmal in vollem Wichs. —

Kriegerisch ist die Zeit, wehrhaft muß jeder Mann sein, wenn er nicht von dem ersten besten Strolch, deren es zahllose giebt, will unter die Füße getreten werden, wehrhaft erst recht der Student, der trotzig täglich zum Herausfordern bereit ist — nunquam retrorsum — der wie getrieben von Ungeduld oder

Unruhe oder deutscher Wanderlust über die Landstraßen zieht, von Rostock vielleicht nach Königsberg, wiederum nach Wittenberg, Jena, Helmstädt, Tübingen, ja, vielleicht gar Leyden oder Kopenhagen noch aufsucht, bevor er in seine Heimat zurückkehrt. Er muß reiten und fahren und wandern, schlagen und stechen und Hunger leiden können, und nur eins lernt er auf seinen vielen Wanderungen niemals ertragen und niemals bezwingen, den Durst. — Sobald der Student nach seiner langen Fahrt in die Universitätsstadt kommt, denkt er nach Anmeldung bei der Nation und Eintragung in deren Liste dran, sich Pfründen und Stipendien zu sichern oder den Beutel edler Gönner sich zu öffnen oder Pennale zu schrauben, denn er muß sich neu herausstaffieren. Ein Student muß wie ein Edelmann auftreten können, denn Kleider machen Leute, und glücklicherweise giebt es auch überall Leute, die Kleider machen und sie sogar herausgeben ohne Bezahlung, wenn man uur gelernt hat, es richtig anzufangen — worauf aber studiert man sonst. Kommt er aus seinem Museum (Wohnung) hervor, der neugeputzte alamodische Student, dann trägt er vergüldete Junkersporen, Edelleut-Degen, weiße Stutzerstiefel. Das Wams ist fein zerschnitten und wieder geheftet. Darüber liegt ein „stradiotischer" Soldatenkoller, eine goldgelbe Schärpe ist oben an der linken Schulter befestigt oder wenigstens um den Leib geschlungen, der breite Hut hat eine wallende Feder, endlich ist um die Schultern ein köst-

licher Kaufmannskragen (kurzer Mantel) mit nachlässigem Wurf gelegt, denn der alte, schwere, ehrbare Mantel, der den Körper allzu sehr bedeckt, ist dem alamodischen Studenten zuwider. Hinsichtlich seiner Vorrechte braucht er nicht lange zu fragen, von allen persönlichen Lasten und allen Abgaben ist er frei, solches Recht hat er aus der Zeit, da man den Studenten noch den Klerikern zurechnete. Seine Wohnung ist gegen unliebsame Eingriffe gesichert, dieses Vorrecht stammt noch vom Kaiser, Musaea studiosorum sunt sacra. Zieht ein Schmied oder ein Musikant in seine Nähe, der ihn stört, wenn er am Tage schlafen will, so kann er dessen Wiederabzug erzwingen, gleichfalls braucht er neue Nachbarschaft von Handwerkern, die mit übelriechenden Dingen umgehen, Lohgerbern und Seifensiedern, nicht zu dulden. Auch ist es ihm nicht schwer, eine Wohnung sich zu verschaffen. Steht irgendwo ein Zimmer unbenutzt, so kann der Hauseigentümer gezwungen werden, einen Studenten, der kein Unterkommen finden kann, aufzunehmen, der Preis der Wohnungen überhaupt ist durch Taxation festgesetzt, so daß er nie überteuert werden kann. Oft ist es durch Gesetz verboten, dem Studenten gegen Wechsel Geld zu leihen, thut man's doch, so findet man keine Deckung, denn außer seinen Kleidern hat der Student meistens nur Bücher, und wenn er heimlich bei der Nacht entweicht, ohne seine Schulden zu bezahlen, so dürfen seine Bücher doch nicht mit Beschlag belegt werden.

Nehmen wir an, daß er nach seiner Einrichtung anhebt zu studieren. Am liebsten hört er Publika, aber die Zeiten sind schlecht, und der Professor, der einst fast nur öffentliche Vorlesungen hielt und zu bestimmten verpflichtet war, hat allmählich immer mehr Privata eingeschoben und die Publika zurücktreten lassen, und er sorgt auffallend genau für Vorausbezahlung und hat keine Neigung zum Befristen, denn er kennt seine Leute. Um sie festzuhalten von Semester zu Semester und immer erneute Einnahmen sich zu sichern, dehnt er seine Vorlesungen mächtig aus, ein Student kann, selbst wenn er auf einer einzigen Universität ausdauerte, oft in fünf, sechs und mehr Jahren eine Vorlesung nicht zu Ende hören. Zuweilen findet der Student Tische vor, oft aber nur Bänke, und dann muß er sein Heft zum Nachschreiben auf die Kniee legen. Den alamodischen Studenten aber ist das zu umständlich, sie kommen, um nur einzelne Brocken zu erschnappen, die sie gebrauchen können, um sich den Anschein von Gelehrten geben zu können. Hören sie, daß Disputanten ein Kollegium eingerichtet haben, so laufen sie auch herzu, melden sich beim Präses, fragen, leugnen, schreien, stürmen, wüten in der Disputation, ihre Theses aber schicken sie an Eltern und Patrone mit stolzen Widmungen: „Dedicat Respondens Autor.“ Wie alle jungen Leute hat der Student für die Schwächen seiner Lehrer ein sehr scharfes Auge. Wir werden später sehen, wie die Professoren sich oft ihm gegenüber Blößen gaben und

keineswegs dazu geeignet waren, dem Unbändigen Zügel anzulegen. Hier sei nur bemerkt, daß der Student viel lieber zu seinen leiblichen Versorgern geht, die er in seiner Hochachtung Bierprofessor, Brotprofessor, Küchenprofessor nennt. Er redet gerne den Aufwärter Herr Magister an und den Wirt Herr Professor. Und das läßt tief blicken.

Über seine Stellung zu den Pennalen ist schon genügend gesprochen. Von diesen schied ihn eine unüberbrückbare Kluft. Wollte er mit einem Pennal Freundschaft, Bruderschaft gar machen, so würde er einen tiefen Fall thun. „Weil die Vögel so an Gefieder einerley Farben seyn, gemeiniglich scharweise miteinander fliegen, und der, welchen man sonst nicht kennt, gemeiniglich aus seinen Gesellen erkannt wird: so kann der, der sich zu einem solchen gesellet, nicht unbillig durch rechtliche Vermutung selbst für einen solchen geachtet und gehalten werden und diesen kömmt zu statten quod adoptio agnationis jus judicat. Agnati aber oder Verwandte seynd unter einander so hart und fest verbunden, daß man von ihnen, es sey einer des andern Geblüts fähig und teilhaftig, nicht unbillig sagen kann. Derowegen hat er auch das Ansehen, daß derjenige, der mit einem Pennal verkehrt, aus demselben Mehl und Gebäck sey, und der unfreundlich und tyrannisch ist, daß er seine Autorität und guten Namen, welchen ihm so lieb als sein eigen Leib und Leben seyn soll, in die Schantze schlägt, einer Degradation wohl wert ist.“

So tief also steht ein Pennal unter einem Studenten, aber tief unter einem Pennal steht der Nichtstudierende, der Extraneus. Diesem gegenüber wird der Pennal für vollgültig erachtet. „Darum frage ich sofort, ob ein Pennal höher steht als ein Schmutzo. Ganz unbedingt, denn was der Studiosus ist bei den Pennalen, ist der Pennal unter den Pechen und noch viel mehr.“ Die Bürger sind ihm nichts, nicht einmal animal, bestia oder monstrum, wie der Pennal, nur die Unterlage, die nötig ist, um darauf fest, hoch und warm zu stehen oder zu sitzen. Wie wir hörten, nennt er sie Schmutzo, Peche oder Beche, auch Bären, ihre Weiber nennt er alte Hummeln, ihre Töchter leichtfertige Säcke. Wird er von ihnen angeredet als Student, so schreit er, ihm sei die höchste Schmach angethan, er will dann Edler oder Junker heißen. Gehen sie an seiner Wohnung vorüber, so sticht er ihnen einen Gecken oder Esel, verhöhnt und beschnarcht sie, wirft mit Steinen und schießt mit Blasrohren Thonkugeln den Nachbarn in die Fenster. Ihre Drohungen machen ihm besondere Freude, wagen sie sich zur Beschwerde in seine Wohnung, so dürfen sie froh sein, wenn er nicht alsbald mit dem Degen über sie herfällt und sie blutig hinaustreibt. Um die Gunst ihrer Töchter buhlt er, indem er den „Trabwurf mit Citronen und wohlriechenden Eiern ins Fensterlein macht, abends draußen vernehmlich seufzt und girrt“. Ja, er, der Stolze, bequemt sich zur Schusterzither (Gesang), läßt wohl gar Musik bringen

und spart nichts für Geschenke an „taffeten Schurztüchern, Ringen und dergleichen, kleidet sich in des Mädchens Farben und schenkt der Magd zum Jahrmarkt einen neuen Pelz“. Wenn aber die Schöne nichts von ihm wissen will, wohl gar Herz und Hand einem wackern Bürgersohn schenkt und einen gediegenen Haushalt einer verlorenen Zukunft vorzieht, dann wird der Ärger des Verschmähten groß. Am liebsten überfällt er den Nebenbuhler mit Genossen in einsamer Gasse und richtet ihn erbärmlich zu. Ja, er ärgert sich eigentlich über jede Hochzeit eines jungen Paares aus der Stadt, als wäre sie für ihn eine Beleidigung, weswegen er gern an den Kirchthüren steht und die Brautleute verhöhnt, in größerer Schar unvermutet in das Hochzeitshaus dringt, sich ungeladen über das Bier hermacht und alles austrinkt, daß den Gästen nichts bleibt, alle, die ihm Widerstand leisten, Männer und Weiber, ohne weiteres heftig prügelt, Rippen zerschlägt, mit Degen sticht: Giebt's für den Trotzigen, Gewaltthätigen noch etwas Heiliges außer seiner Person und seiner Verbindung? Einem Toten, der auf seinem letzten Wege gerade an dem Hause, worin sie zechten, vorübergetragen wurde, ließen sie mit Trompeten ein Feldstückchen aufblasen. In der Kirche vertreiben sie sich während des Gottesdienstes die Zeit damit, daß sie Maulschellen und Nasenstüber an die Pennale austeilen, lärmend lachen, störend murmeln oder laut zanken. „Solche Studenten haben auf den Dörfern

sich auf die Kanzel gedrungen, den Pfarrer mit prahlerischen Worten überschwatzt, in ziemlichen Räuschen gepredigt, die Bauern mit seltsamen Schwänken zum Lachen gebracht, dann auch Sackpfeifen und Schalmeien bestellt, die Greten und Elsen aus den Ställen an den Tanz gezwungen, daselbst gesprungen und gespeiet." Der Bauer, der zur Stadt seine Waren bringt, sieht ihn nur mit Argwohn in die Nähe seines Wagens kommen, und wenn eine größere Schar gar ihn umsteht, weiß er, daß alsbald Schelmstücke geplant werden. Die Butter, die Hühner, die Eier verschwinden ihm unter den Händen, seinem zankenden Weibe stellen sie ein Bein, und wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. —

Hoffentlich ist der Leser durch diese Dinge nicht zu sehr abgeschreckt, denn ich beabsichtige jetzt, ihn aufzufordern, mit dem rechtschaffenen Studenten einen ganzen Tag zu verbringen.

Wir klopfen, da wir natürlich Frühaufsteher sind, des Morgens neun Uhr bei einem Studenten an. Es antwortet uns tiefes Schnarchen, das von großer Übung und Gründlichkeit Zeugnis ablegt. Der Herr liegt noch zu Bett, verschlafen kommt sein Diener zum Vorschein, ein Galgengesicht mit Zügen wie das eines „in der Hölle ausgebrüteten Buben". Wir wollen warten, und da er nichts dagegen hat, sehen wir uns einstweilen in der Stube um. An der Wand hängen Raufdegen, Schlagdegen und Dolche, fein geputzt die einen, ver-

bogen und verrostet die andern, letztere sind für den Rektor bestimmt, wenn dieser einmal dem Herrn für zu große Raufhändel seine Waffen abfordert, so sagt der Diener. Auch sehen wir Puffer und Büchsen, von denen eine erst am gestrigen Abende dazu gedient hat, in der Vorstadt zwischen den Strohdächern zu knallen, daß die Brandfunken flogen. Nachlässig über einen Stuhl hingeworfen liegt ein Wams — die gewöhnliche Kleidung hat der Schlafende noch an — und dieses Wams ist seltsamer Art, inwendig mit Werg und Baumwolle, Haar und Fischbein dicht gemacht, um gegen den Stich zu schützen, und es trägt Spuren, die zeigen, daß es seine Schuldigkeit gethan hat. Auf dem Tisch stehen und liegen große Humpen, Gläser, Karten, Brettspiel, Würfel, Zauberkarten und lose Bücher, wie Amadis, Schäferei, Rollwagen, Gartengesellschaft, Schimpf und Ernst oder dergleichen. Im übrigen ist von Büchern nicht viel zu sehen, nur unter einer Bank an der Wand entdecken wir einige verstaubte Bände, und auf der Bank vielleicht ein zerdrücktes, viel beschriebenes Heft. Wir denken, daß wir daraus am Ende etwas über die Studien des Herrn erfahren können — ganz recht, er hat genau angemerkt, wie dieser niedergesoffen war, jener Däuse gehabt hatte und dennoch einen Stich verspielt. Mehr Möbel und Geräte finden wir nicht in der Stube, so sehr wir Umschau halten. Die Stunden sind langsam vorgerückt, und kurz vor Mittag thut der Herr den

ersten Schnaufer, der anzeigt, daß er am Erwachen ist. Jetzt folgt ein greulicher Fluch, und der Diener, dem die Bedeutung bekannt ist, tritt ein. Der Herr ist mürrisch, während er sich kämmt und sein Haar kräuselt und sich putzt. Es ist Zeit, daß er zu Tisch muß, also macht er sich auf, ißt aber wenig und spricht wenig und kann keinen Scherz vertragen oder erwidern, sondern bringt nur tölpische Stockereien und Unflätigkeiten vor. Nach Tisch muß er schlafen oder geht mit seinem Pennal etwas umher, läßt sich vom gestrigen Abend das erzählen, was er nicht mehr weiß, und macht Anstalten, ein Kolleg zu besuchen. Doch halt — er geht nur bis an die Thür — dadurch dürfte er sich doch vor den übrigen nicht bloßstellen, daß er nach dem Lernen etwas fragte. Aber horchen auf die Stimme des Professors, sich einzelne Sätze und Ausdrücke merken, um sie später einmal zum Ergötzen seiner Genossen entstellt wiederzugeben, das versteht er gründlich, und das erste Lächeln fliegt über sein Angesicht. Sinnend überlegt er draußen, ob er sich Kumpane suchen soll zum Doppeln, ob er zum Fechtmeister oder zum Ballschlagen gehen soll, oder soll er ein Weilchen sich im Pfeifen, auf der Maultrommel, auf der Strohfiedel üben? Oder — da kommt einer seiner Genossen in atemlosem Laufe und erzählt ihm, daß er soeben sei von einem wohlgekleideten Manne auf der Straße höflich angeredet und nach unserm Studenten und dessen Wohnung gefragt, da er der Vater sei, der von

dem losen Leben seines Sohnes gehört habe und nun einmal nach dem Rechten sehen wollte. Was thun? Pah — ein rechter Student und in Verlegenheit? Da ist Freund X oder Y gerade verreist — eigentlich kein Freund und redlicher Genosse, weil er viel zu viel studiert und zu Hause hockt, aber nun ist er ein Retter in der Not und zwar, weil er gerade auf einige Tage verreist ist. Höchst erfreut begrüßt der Student seinen Vater und führt ihn auf des andern Stube. Da sieht alles fein ordentlich aus, gelehrte Bücher liegen aufgeschlagen auf dem Tische, Tinte und Feder hat sich unser Student noch von seinem Pennal zustecken lassen, das Hausgerät ist sauber; und nun beginnt er seine eben aufgefangenen Brocken gelehrt zu verwenden. Dabei läßt er einfließen, daß er etliche der Bücher erst neu gekauft habe und noch den Buchführer und den Buchbinder bezahlen müßte, das letzte Geld, was er eigentlich zum Anzuge zurückgelegt, gleichfalls auf Bücher lieber verwendet, und der erfreute Vater kauft ihm einen Anzug und bezahlt ihm seine Bücher und erkundigt sich, wie es doch möglich sei, daß man von seinem Sohn so Schlimmes erzählt habe. Ja, heißt es, da gäbe es noch einen andern dieses Namens, bei dem träfe das alles zu. Also zieht der Vater zufrieden davon, die Mutter daheim ist hocherfreut und sendet ihm heimlich Geld zu, und der Student versetzt seinen Anzug und denkt nicht daran, daß er Schulden zu bezahlen hat, obwohl er große Bären angebunden, sondern

denkt, wie er am Abend möchte sich von den gewaltigen Anstrengungen des Tages mit gutem Gewissen erholen.

Alt und Jung, Reich und Arm, Vornehm und Gering war damals regiert vom Saufteufel. Aber von allen Trinkern unterschied sich der Student, indem er das Rohe mit Sinn zu erfüllen suchte und sich aus dem Trinken gleichsam einen poetischen Genuß schuf. Vielleicht trank er noch mehr als alle, aber man geht nicht einfach angeekelt vorüber, sondern sieht ein Weilchen dem Gelage zu und hört auf die Sprüche und erforscht gern den Sinn der Bräuche. Wagten es doch nicht selten Mägdlein, den Einladungen zu einem Gelage zu folgen. „Daselbst," erzählt ein Zeitgenosse, „habe ich an einem Tisch junge Gesellen und Jungfrauen immer Paar und Paar, wie Tauben und Täuber pflegen, ringsherum sitzen sehen, und da hat ein jeder Junggeselle der neben ihm sitzenden Jungfer einen seiner Goldfinger an ihrem angehäkelt und mit der andern Hand faßten sie unter einem Becher, reckten die Mäulchen gantz hart und fest zusammen, natürlich wie Tauben, wenn sie sich in vicem schnäbeln, und tranken also beyde aus dem Trinkgeschirr zugleich, und damit solcher lieblichen und mir damahls selbst anmutigen Gesellschaft hernach nicht leichtlich vergessen würde, gab eines dem andern als zur Obsignation und Versieglung derselben einen ausbündigen freundlichen Kuß. Und wäre wohl zu wünschen, daß eine solche Solennität zu trinken allenthalben in Schwung käme, dürfte auch

wohl einem der allerschlimmste Trunk besser als der allerbeste Wein schmecken. Aber es ist leichter zu besorgen, es werde solches schwerlich wegen etlicher ungehobelter Gesellen nicht leichtlich können aufkommen. Und wenn es aufkäme, würde es dennoch leichtlich ihrentwegen wiederum zu Grund und Boden gehen." Ich glaub's auch, es würde nicht ein jeder genügsam und geschickt genug bei solchem Spiel gewesen sein, und ausbündig feine Stadtherren werden es nur ohne Anstoß zu Ende gebracht haben. Aber wir bemerkten doch schon bei der Deposition und Absolution, daß Jungfrauen es nicht verschmähten, solchen Spielen zuzuschauen; noch heute sehen wir bei festlichen Trinkgelagen der Studenten „rings auf hohem Balkone die Damen in schönem Kranz." Was Wunder, wenn sie in jener Zeit, wo sie etwas herzhafter waren, in die Reihe rückten? Daher die Frage, wenn einem Studenten von andern ein Trunk zugemutet wurde, der nicht leicht zu bewältigen war: „Wird dann auch eine Jungfrau, so einem an den Seiten sitzet, etwa ein wenig dürffen helfen ein Tränklein thun? Ja, ja, in alle Wege, quia minima non curat Praetor. — Wie aber, wenn das gute Mägdulein etwas durstig wäre, und ein eben starkes Söffchen thäte? Ey, so können wir es nicht lassen geschehen: Denn das geschehe zum Betruge, welches keine Circumvention zulässet. Es maßet sich aber eine solche Jungfrau eines mehren an, als sonst nicht leichtlich geschieht, weil sie

sonst selten viel, wenn man es siehet, zu trinken pflegen. Leges autem ad id, quod frequentius fit, feruntur.“ Und das beruhigt uns, denn wir denken schließlich doch bei uns, daß es den guten Mägdlein besser wäre, wenn sie solchen Konversationibus fern blieben. Und ein rechter trunkfester Student denkt das auch, aber aus einem andern Grunde. Die Gegenwart des weiblichen Geschlechts beengt ihn und verhindert die übrigen an der vollen Hingabe an das Werk, das den ganzen Mann fordert.

An Ursache zum Trinken wird's heute abend nicht fehlen, denn es sind Gäste da, und es gilt, die Ehre der Nation hochzuhalten und allerlei wertvolle Gefäße ihnen zu Ehren in Gebrauch zu nehmen. Da ist zuerst Poculum gratulatorium, der Willkomm, das große Glas auf dem Simse, das „dem neuen Gaste offeriert wird, der sich gleichsam darüber entsetzet und wegen der greulichen, ungeheuren Last des Guckucks erblasset.“ Man bittet freundlich, daß er solches zum Zeugnis angenehmer und lieber Ankunft acceptieren und annehmen und wo nicht auf einen Trunk, doch bei seiner guten Weile evacuieren und austrinken wollte. — Es giebt noch andere Trinkgefäße, von denen man gern wieder einmal den Staub abwischt, z. B. „das römische Reich, dessen Kraft und Gewalt so groß und mächtig ist, daß es wohl auch dem allerstärkesten Herkulem oder Sauff-Ritter dürffte ein Bein stellen und wieder Gottes Boden darnieder werffen. Und auff solche

Manier pflegen sonderlich in Niedersachsen auch wohl ihrer viere zu trinken aus einer Kanne, die da entweder mit Bier oder Wein gefüllt ist, auff folgende Weise, daß die ersten drey jeder einen Trunk thut, der vierdt aber muß das andere alles, was noch hinterstellig, exsicuieren und austrocknen. Und diese liebliche Kurtzweil nennen sie „den Fuchs schleppen." Wohl giebt es Leute, die bei einem Gelage als Heldenthat ansehen, aus einer Speiseschüssel zu trinken, einem Filzhut oder alten Schuhen, aber das sind Gärsthämmel, und was man von jenem Saukuntschel erzählt, daß er sechs gantze Simonisfische oder gesalzene Bauernkarpffen (Heringe) in die Kanne geworffen, um sie zugleich mit dem Bier gar meisterlich auszutrinken, gehört wohl mehr zu den Scherzen, die man den Neulingen auftischt, aber keinem ehrliebenden Studenten.

Was den oben erwähnten Guckuck anlangt, so kann uns unser Student das Wort sehr wohl deuten und zur freundlichen Ergötzung seiner Nachbarn, der Gäste, noch manches Wort gesalbter Rede hinzuthun. Das Wittenberger Bier heißt Guckuck und ist ein greuliches Getränk, viel schlimmer aber noch das Leipziger gekräuterte, Bauch zerreißende Rastrum. Hamburger Bier nährt und macht ein gut Geblüt. In Halle loben sie Puff und in Westfalen Keut, aber beide Getränke sind so dünn, daß sich einem der Magen dabei umdreht. Der Brandenburger alte Klaus macht faul. Berühmt ist mit Recht Braunschweiger Mumme,

aber stärker ist Güstrower Knisenack und wert, daß man darum eine weite Reise thut, man wird schon merken, wie er eiserne Nacken beugt. Tückisch wirkt Boizenburger Bit den Kirl, gefährlich der Kyritzer Mord und Dodslag. Hannoverscher Broyhan erhebt hoch, und Wernigeroder Lumpenbier erniedrigt. Eimbecker Bier ist gesund und gut gegen Fieber. Aber die Krone alles Bieres ist der Rostocker Zyth."

Einer der Gäste, der seiner Zeit auch in Rostock studierte, giebt der Rede begeisterten Beifall, und das bewegt den Erzähler so sehr, daß er ihm alsbald Bruderschaft anbietet. Er sagt: „Wenn ich dem Herrn nicht zu jung oder zu geringe wäre, wollte ich ihm eines auf gute Kundschaft und Brüderschaft bringen." Darauf antwortet der andere: „Trink her in Gottes Namen, es soll mir sehr lieb sein." Darauf trinkt er aus, und indem er das wieder eingeschenkte Trinkgeschirr seinem neuen Bruder zustellet, gebraucht er dieses Wort und spricht: „Mein Name heißt N. N., ich will thun, was dir lieb ist, und lassen, was dir leid ist." Darauf antwortet der andere: „Und eben desgleichen will ich in allem auch thun." Und nach Verrichtung dessen schweigen sie ein wenig still und bitten darauf, daß solche Bruderschaft durch öfteres Besuchen, so von einem gegen den anderen geschehen soll, möge bestätigt und vollzogen werden. Dann binden sie beide einer dem andern einen Nestel von ihrer Hose an das Wams.

Jetzt sind die Gemüter warm geworden. Man schreitet zum Gesundheittrinken nach der Ordnung, so daß niemand übergangen, sondern allen zugetrunken wird, wie sie nacheinander sitzen. Man trinkt sich selbstverständlich dabei nur Ganze zu und zwar floricos, bei welcher Gelegenheit man seine Kunst zeigen kann: Der weit geöffnete Mund umschließt oben möglichst des Glases Öffnung, mit einem Satz wird der ganze Trunk in die Gurgel gegossen, so daß in dem Glase die weißen Gischtbläschen, flores, sich zeigen. Wer dieser Kunst nicht mächtig ist, darf hausticos trinken, den Ganzen schluckweise auf einen Zug, und wer selbst darauf nicht Bescheid zu thun vermöchte, „ey, das wäre eine große Schande, was alle und jede können, nicht können. Das wird nicht unbillig einem hinterlistigen Betruge comparieret und gleichgerechnet. Derowegen wird der Herr auf dißmahl nicht können entschuldiget werden, sondern mag vielmehr ansetzen und mit einem starcken Zuge so lange anhalten, biß ihm die Augen glitzen.“ Dabei muß er stehend und mit entblößtem Haupte auf die Bestärkung der Gesundheit eines guten Freundes den Trunk leisten. Es ist sicherlich ein gutes Ding, einem andern seine Gesundheit verbessern helfen, nur daß dieser andere nicht darf in der Gesellschaft zugegen sein. Denn die Sitte, daß jemand in seiner Gegenwart andere Leute auf seine Gesundheit trinken lasse, schickt sich nicht für einen Politikum und höflichen Mann, sondern für einen übel gesitteten

Schulfuchs. „Ja, es wird auch manchem für eine große Unhöflichkeit gesprochen und zugerechnet, wenn er ohne einige Widerrede oder Protestation auff Gesundheit eines seiner nächsten Verwandten einen Gesundheitstrunk läßt anfahen und herumgehen (den Löffelsgesellchen aber ist gar sonderlich verstattet und zugelassen, daß sie auff ihres Liebchen Gesundheit, ob sie gleich selbst zugegen seyen, einen wunschreichen Soff nach dem andern zu sich nehmen)."

Bisher ist noch immer eine würdige Ordnung innegehalten. Jetzt beginnt man sich außer der Reihe nach Belieben zuzutrinken. Propino vestrae dominationi unum. — Ex animo respondebo. Proficiat dominationi vestrae! — Also der höfliche Student; nun erzählt er: Da war einmal ein Pennal, der saß mit vielen zu Tische, und als er einem vornehmen Herrn zutrinken wollte, aber nicht wußte, wie solches anfangen, starrte er verlegen auf den Tisch. Sein Nachbar glaubte, er kenne ein neues Gericht nicht und sagte zu ihm: „Est Artocreas" (Es ist eine Pastete). Da fand er Mut und rief: „Domine Antocrea, propino, dominationi vestrae unum." Und als bei Tisch die Rede darauf kommt, daß bei einem Mahl beim Käse ein Epigramm herumgegeben sei, ruft er laut: „Heda, Herr Wirt! Den nächsten Schmaus gebe ich! Da bitte ich mir aus, daß Ihr für solches gute Gericht Sorge tragt." Seine Briefe schreibt dieser Pennal ohne Datum, weil nach seiner Behauptung das Datum ja

im Kalender stehe. Er ist zum Präzeptor mehrerer Jungen angenommen, und als er sie einst beutelt, werfen sie ihn die Treppe hinunter. Ein Vorübergehender sagt zu ihm: „Ihr müßt aber viele Vorteile haben, daß ihr das vertragt." „Nur die Ehre," sagt der Pennal wichtig. —

Die ruhige Stimmung wird plötzlich unterbrochen, als einer sich weigert, dem Zutrinkenden Bescheid zu thun. Da fährt der auf: „Bei allen Teufeln, den Schimpf laß ich mir von dem alten Weibe, dem Saugdenzipfel, dem Küßbenpfennig, nicht nachsagen. Hat man je einen solchen Schulfuchs gesehen, solchen Kalmäuser und Tintenfresser? Das fordert Sühne!" Mit Mühe wird von einigen der Streit beigelegt, der andere thut Bescheid, der Gekränkte ist sofort zufriedengestellt, und zum Zeichen, daß alles vergessen ist, beißt er beim Trinken ein Stück aus dem Glase und schmettert es zu Boden. —

Jetzt schlägt jemand ein Trinkspiel vor, z. B. das Königspiel. Jemand, der trunkfest ist, wird mit königlicher Würde ausgestattet, und die andern müssen gehorchen, die Widerstrebenden verdonnert er, und sie müssen sich mit schwerer Mühe lösen. Auch giebt es eine Bacchusdisputation, wobei die Zuhörer kleinere Becher haben, der Opponent einen Humpen, womit er in dreifachem Schluck das jus objectionis darstellt, der Respondent durch dreimaliges Trinken diesen Syllogismus annimmt, der Präses das übrige austrinkt.

Oder es bilden sich zwei große Parteien, Kaiserliche und Schweden, die mit schwererem Geschütz, mit Gläsern und Kannen, sich niederstrecken wollen.

Einige rauhe Kehlen singen:

Wer will unser Bruder sein,
Schenk sich drei- und viermal ein.
Trink mit andern immer mehr,
Bis das Faß zum Boden leer.

Trink für Papst und trink für König,
Scheer um ein Gesetz sich wenig,
Hier gilt unser Trinkgesetz,
Der Freunde Hoffnung bis zuletzt.

Einer springt auf und will seine Fertigkeit im Zutrinken zeigen, oben auf der Bank steht er und trinkt unter einem Bein hindurch, ein zweiter trinkt durch den Arm, ein dritter den Kopf über sich, Kopf unter sich, ein anderer läßt sich das Bier gar durch einen Trichter, während er am Boden liegt, einschütten.

Der Rest ist — nicht Schweigen. Jetzt brechen die Studenten, um ihren Rausch auszutoben, auf die Gassen aus. Wer von den Bürgern den ungefügen Lärm hört, macht sich eiligst davon. Die Ruhestörer zerteilen sich in Gruppen oder rennen einzeln mit besonderen Plänen davon. Der eine will seinem Liebchen noch ein Lied bringen, sie zeigt sich nicht, obwohl er mit Stentorstimme singt, er foppt den Wächter, der ihm Schweigen gebietet, prügelt ihn oder wird geprügelt. Andere wollen einem mißliebigen Professor ein Pereat

bringen; damit sie aber nicht erkannt werden, wollen sie, daß die Straßen ganz dunkel seien. Wo noch ein Licht am Fenster sich zeigt, heischt alsbald eine rauhe Kehle: „Licht weg!“ Und wenn der Bürger nicht sofort gehorcht und das Licht auslöscht, werfen sie ihm die Fenster ein. Vor dem Hause des Professors tönt es schon: „Pereat N. N. — Pereat N. N. tief!“ Dagegen erhebt eine andere Partei, die des Gekränkten sich annimmt, sofort den Ruf: „Pereat contra!“ „Contra steh, du Hundsfott!“ schallt es zurück. Alsbald ist die Rauferei im Gange. Ein irgendwohin Verschlagener weiß seinem zornigen Mute nicht anders Ausdruck zu geben, als daß er den Degen auf den Steinen wetzt, daß die Funken stieben und der scharfe Laut weithin bringt. Ein anderer sieht's und glaubt es als Herausforderung nehmen zu müssen, hält sich für beleidigt und wetzt contra. Da stoßen sie schon zusammen. — Etliche brüllen, grunzen, toben, als wären sie unsinnig, und wissen für ihr tierisches Benehmen keinen Grund. Den ruhig dahinschreitenden Bürger fallen sie an: „Bist du besser als ein Galgendieb, so nimm es mit mir an!“ Hülfsbereite kommen aus den nächsten Häusern herbei, es entwickelt sich mit Steinen und Knütteln eine große Prügelei. Zuweilen wird jemand erstochen, oft zum Krüppel für das ganze Leben gemacht.

Ich schließe den Abschnitt mit etlichen Spottversen, die das Leben des flotten Studenten veranschaulichen. „Triumphierendes Prosit, so den Herrn Professoren-

„Purschen, als sie ihr Recht in einer solennen Dis-„putation erhalten, zurufet Bacchus, collegii sub-„terranei Director et p. t. Decanus:

Hem, Professorenbursi, nunc rufite Juchhei!
Lustigeosque simul multos anstimmite Liedros.
Schmausite et in tiefam sub schmausis saufite Nachtam.
Non etenim vobis unquam bona bieria fehlunt.
Namque Halberstadicam Breihanam, Gartia, Durchstein
Et Zerbstenbirium in menga semper habetis.
Adsunt et longae Pfeiffae et Bremense Tabacum
Cum cranzo. Vobis vero si geldria desunt,
Nemodo sorgatis, nam scitis vivere. Credit,
Optimus hic semper vestrum curator et hülffa.
Ergo precor tieffam studiorum hinlegite sorgam,
Quisque suo Freundo zusprechat eumque beschmausat.
Trinckite cum gantzis, et ne quid bleibat in humpis,
In naglum daumi postremam giessite guttam.
Si bene schmausistis, tandem grassaten eatis,
Hauite in steinos, ut Feurum springat ab illis,
Rufite Juch, juchhei! Cum Degis, krizite fiz faz,
Donec frümorgens tandem post Betta gehatis.
Sic ergo vobis commendo lusticitatem,
Freyheytas vestras dum Dissertatio praesens
Juraque defendit; quare brauchatis eisdem,
Porroque subjectos habeatis Convictoristas
At tibi, Respondens, tantos glückwünscho profestus,
Inque tuum florikos nunc trinckat quisque salutem!

Den in diesen Versen durchklingenden scharfen Gegensatz zwischen Professorenburschen und Konviktoristen mag der nächste Abschnitt beleuchten.

VII.

Konviktorist und Professorenbursch.

Ein rechter Student ist durch Geldmangel stets nur vorübergehend in Verlegenheit gesetzt. Um den Durst zu stillen, schraubt man den ersten besten Pennal, gegen den Hunger hat er mannigfaltige Mittel. Bisher hat man bei dem Hauswirt gespeist, der gab Wohnung jährlich für 30 Gulden, nahm für Beköstigung wöchentlich 8 Groschen, jetzt aber will der nichts mehr borgen, weil schon zu lange nichts mehr bezahlt ist. Da wendet man sich einfach an die Garküche oder den Bierkeller, oder man giebt die Empfehlungsschreiben ab, indem man zierliche Entschuldigungen wegen Verzögerung anbringt, und erlangt Freitische, oder man geht aufs Land und stiehlt einem Bauern Enten oder Gänse und läßt sie sich bei der Wäscherin braten. Dem gewandten Lateiner gelingt vielleicht ein wohl gedrechseltes Gedicht von hundert Strophen, er widmet es einem vermögenden Gönner, der sich dadurch sehr geschmeichelt fühlt und eine ansehnliche Gratifikation dafür herausrückt. Auch

giebt es junge adlige Studenten, die oft vermöge einer Deckung durch fürstliche Reskripte eine Ausnahmestellung durchsetzen, nichts mit den Nationen zu thun haben und doch Gewicht darauf legen, daß sie einen auf der Universität und in deren Brauch recht beschlagenen Stubengenossen erwerben. Die Adligen können studentischen Anhang nicht entbehren, aber sie lassen sich nicht darauf ein, sich von ihm führen zu lassen, sondern stehen mit überlegenem Lächeln gern abseits und gründen, wo es sein kann, ihre eignen Vereine, die natürlich nur so lange dauern, wie die Gründer auf der Universität sind. So giebt es einmal eine Gesellschaft der Kavallierer, die an der Spitze keinen Senior, sondern einen Apollo hat und neben ihm neun Musen und drei Grazien, die andern Mitglieder heißen Expektanten. Nach ihren Satzungen hat Apollo beim Gelage erst drei Glas vorzutrinken. Anderswo gab es eine Gesellschaft zu gemeinschaftlichen Raufereien mit dem Abzeichen der Rose (Tübingen 1602) oder eine Societas venatoria, die es für ihren Zweck erklärte, gegenüber den bürgerlichen Bestien auf Jagd auszugehen, sie zu hetzen und zu plagen (Helmstädt 1665) oder eine Gesellschaft zum Knittelschlagen (daselbst 1672), die sich durch ihre Jungen Knittel nachtragen ließ. Vielleicht daß es sich bei letzterer Gründung nur um Hohn und Spott gegen eine Verordnung der akademischen Behörden handelte.

Kann man mit solchen Hülfen nicht sein Dasein fristen, so meldet man sich als Konviktorist. Das ist

der letzte Ausweg, den man nur im bittersten Notfalle beschreitet. Auf den meisten Universitäten sind als schwache Nachbilder der einstigen Kollegien Konviktorien gestiftet, wo Studenten gegen eine ganz geringe Vergütung gemeinsam speisen. An den vielen Einzeltischen sitzen je zwölf Genossen. Ein Mitglied der Behörde hat die Verwaltung der Gelder und soll die Oberaufsicht üben, ein Ökonomus setzt drei Essen auf und sorgt dafür, daß für jeden $^3/_4$ Pott Bier zur Verfügung steht. Dafür bezahlt man wöchentlich etwa 8 Schilling und muß mindestens allmonatlich alles berichtigen oder Bürgen stellen, falls man Schulden macht. An diesen Tischen finden sich also die ärmeren unter den Studenten oder die herabgekommenen zusammen, und der Spott, der stets bei solchen Ausnahmestellungen rasch bei der Hand ist, hat sie Kaldaunenschlucker genannt, weil ihre Kost sehr dürftig und gering zu sein pflegt. Graupen und Zugemüse sehen dem Spählicht ähnlich, auch schwimmen große Hülsen drauf, das Fleisch besteht wohl nur aus lauter Sehnen und ist kaum halb gar gekocht. Allzuviel ist ungesund, allzuwenig aber auch, durch beide Umstände wird der Charakter der jungen Leute verdorben. Man kann auch nichts dazu sagen, daß sie einmal ihrem Haß gegen den allzu habsüchtigen Ökonomen Luft machen und im plötzlichen Aufruhr mit Stöcken und Degen auf ihn eindringen und ihn fürchterlich prügeln, ihm Thüren und Fenster zerschlagen und den Hausrat auf die Straße werfen,

aber man weiß auch sonst auf der Universität, daß die rohesten Betreiber des Pennalismus, die lüderlichsten Studenten sich unter den Konviktoristen finden, nicht nur auf einer einzelnen Universität, sondern fast überall auf den reicher besuchten (1614 in Rostock, 1650 in Tübingen). Es nützt nichts zur Milderung der Sitten, daß beim Antritt des Konviktes zur sittsamen Aufführung ermahnt wird, lange Gebete und Vorlesungen aus der Bibel täglich beim Essen festgesetzt sind oder vielleicht gar eine lateinische Studentenpredigt. Dagegen setzen sich auch bei den Kommunitätern (oder Schwarzmänteln) allerlei Bräuche fest, die sie sich selbst geschaffen haben als eiserne Gesetze, und an denen niemand ungestraft rütteln darf. Scheidet von den Zwölfen einer vom Tisch und wird ein Neuer eingeschoben, so muß der sofort etwas zum Besten geben, etwa ein Trinkgelage für die Elf, oder er muß eine Summe Geldes zahlen, eher wird er nicht als membrum mensae angesehen. Allerdings hat gegen den Unfug die Universitätsbehörde den Kampf eröffnet und läßt jeden beim Antritt der Akademie schwören, daß er keinen Antrittsschmaus vom Neulinge jemals fordern will, aber der Eid wird leicht umgangen, indem man Zwischenmänner einschiebt, die den Saumseligen mahnen müssen, während sie sich den Anschein treuherziger Freunde geben. Weigert er sich trotz wiederholter Erinnerungen, so „wäre ihm besser, das Schwert des Dionysius über seinem Nacken zu haben," als mit

den Tischgenossen zusammen zu essen. Sie ärgern ihn geschlossen tagtäglich in jeder Weise, stehlen ihm sein Brot, verderben ihm seine Kost und teilen seine Knauserei allen Studenten mit, und diese machen, da es sich hier um Aufrechterhaltung eines Prinzips handelt, schnell gemeinschaftliche Sache; man zischt, wenn er sich zeigt, räuspert sich vor dem Vorübergehenden, wirft ihn mit Knochen und Speiseresten, behandelt ihn als Pennal und schimpft ihn Räckel und Schlindhol, bis er sich fügt oder ausscheidet. —

Bei dem Kommunitäter oder Konviktoristen, der gleichsam als Proletarier unter den Studenten dastand, bildete sich eine immer wachsende Abneigung aus gegen den Aristokraten, der durch den Professorenburschen vertreten wurde. Bezahlte der Konviktorist etwa 8 Schilling wöchentlich, der Bürgerbursche, d. h. der am Tische eines Bürgers speiste, mindestens das Doppelte, so gab der Professorenbursche das Sechs- und Achtfache. Der Professor aber, der einen Mittagstisch für die Reichen in seinem Hause eingerichtet hatte, freute sich an den prächtigen Zuschüssen zu seiner Kasse, die ihm in den unsicheren Zeiten oft besser sein Dasein fristeten, als sein ärmliches Professorengehalt; er beachtete es nicht, daß er zu den übrigen Studenten in eine schiefe Stellung geriet, weil er alles daransetzen mußte, um sich eine edle Kundschaft zu erhalten, um die Gunst seiner Gäste buhlen, auf Antreiben seines Weibes seine Würde darangeben und, statt die seiner Führung anvertrauten

Studenten zu heben, zu ihnen hinabsinken. Die Eltern daheim waren froh in dem Gedanken, daß ihr Sohn im Hause des geachteten Universitätslehrers gleichsam eine Zufluchtsstätte vor den Roheiten des Studentenlebens gefunden hatte, und brachten die größten Opfer, sie ihm zu erhalten. Gewiß hat auch ein charaktervoller, ernster Mann langdauernden Einfluß auf die seinem Schutze Anvertrauten gewonnen und auf sie veredelnd gewirkt; aber sein Ernst war nicht immer nach dem Sinn zügelloser Jugend, sie drängte also mehr zu den Professoren, die sich in ihre Launen fügten um der Kundschaft willen und bereit waren, dafür zu sorgen, daß die stets gesteigerten Ansprüche ihrer Tischgäste befriedigt wurden. Auf dem Kirchenchor wollten die Professorenburschen stets vorn am Gitter allein sitzen, sie boten den vordringenden Kommunitätern in der Kirche Ohrfeigen und wiesen sie auf die letzte Bank zurück oder hießen sie unten stehen, nahmen ihnen in Verspottung den Hut weg oder die Handschuhe, und die Folge war, daß im plötzlich auflodernden Haß die Gekränkten sich erhoben und mit den Degen die Professorenburschen vom Chor und aus der Kirche jagten und sie draußen einem Steinhagel durch ihre Jungen aussetzten. — Bei allen Disputationen wollten die Professorenburschen am nächsten am Katheder stehen, der Universitätsfechtmeister sollte ihnen allein zur Verfügung stehen, kein Konviktorist durfte, wenn sie in Aktion traten, sekundieren, auf dem Keller hielten sie

ihren eigenen Stammtisch, erwarteten, von den Kommunitätern zuerst gegrüßt zu werden, nahmen jedoch den Hut nicht wieder ab, traten bei dem Rektor mit dem Degen ein und gingen keinem aus dem Wege, als nur den Bierträgern und Kapitlern. Die Bürger beugten sich, weil sie von ihnen höhere Miete bezogen. Beim Antreten ihres Tisches bei dem Professor gaben sie ihren Antrittsschmaus mit Pauken und Trompeten, und nicht selten rüsteten die Tischgenossen große Paraden in prunkvollen Ausfahrten unter Reiterbegleitung aus. Kostbare Gelage im Hause ihres Wirtes wurden bei besonderen Gelegenheiten bestellt, der Professor aber, der wußte, daß dabei viel für ihn abfiel, gab sich den Anschein, als sei er gegen solche Dinge gleichgültig, reiste für den Tag auf das Land, ließ seine Frau das festliche Mahl ausrichten und steckte später schmunzelnd die verdienten Batzen (20 Reichsthaler bei mancher Mahlzeit, weil mit vierfacher Kreide angeschrieben wurde) in die Tasche. Es wurde Sitte, daß zu Neujahr des Wirtes Eheweib beschenkt wurde, wohl gar mit einem ungarischen Dukaten, jedes seiner Kinder erhielt einige Groschen Bargeld, die Magd einen Ortsthaler, gleichfalls wurden bei den Messen oder Jahrmärkten Geschenke für die Hausgenossen erwartet, Angebinde bei Geburtstagen, Übergabe des silbernen Löffels und der Tischkanne beim Abgange. Erlaubten sich nun diese Federjunker oder Degenstutzer irgend welche Ausschreitungen, die vor das Konzil gebracht wurden, so mußte man

sie entschuldigen, weil Jugend austoben mußte, aber die Kommunitäter nahm man als rohe Gesellschaft dafür in schärfere Zucht. Es kam nach dem Zeugnisse eines Zeitgenossen vor, daß die Professoren sich von ihren Studenten zu den Nationalschmäusen führen ließen, dort den größten Unfug mitmachten, mit ihnen auf dem Boden saßen, knieend tranken, schrieen, blökten, schwärmten; sie tanzten neben den Studenten auf offenen Plätzen, Stuben, Sälen, Gärten, Höfen, Vorwerken, Wiesen. Besonders lächerlich sahen die Theologen in ihren langen Röcken und Mänteln und gestutzten Harzkappen aus. —

Der Leser ist allmählich des Studentenlebens müde geworden, ich merke es am Gähnen; und der seelische Rapport mit einigen Leserinnen, in den ich allmählich versetzt bin, verrät mir, daß es Zeit ist, wenigstens so zu thun, als ob ich auf die Frage hören wollte, wann es denn eigentlich mit dem Studentenleben aus sei. Ich nehme also Anlauf, zum Schluß zu kommen und antworte: Wann es beliebt. Wir können ein Jahr studieren und zehn Jahre, ja, es giebt Leute später in Amt und Würden, die nur ein halbes Jahr Student gewesen sind und andere, die an vierzig Jahre, bis an ihr Ende Student blieben. Wer wollte in rauher Kriegszeit jemanden darob schelten, daß er, von den rasch ziehenden Heeren gleichsam gehetzt, von der Universität entflohen war, unterwegs wohl gar geplündert von Banden der Wegelagerer. Welcher

Landesherr, der seine Dörfer verödet und verlassen sah, fragte allzu lange nach der Dauer des Studiums dessen, der sich zum Predigtamt meldete? Hatte jemand Neigung, sich in die Einöde zu begeben, dann genügte ein allgemeiner Nachweis seines Bildungsganges und ein wissenschaftliches Gespräch mit dem Superintendenten, und die Vorbedingungen waren erfüllt. Sehr ergötzlich ist die Nachricht vom Examen, das ein General-Superintendent noch um 1680 anstellt. Er fragt seine beiden Examinanden, die nur ein halbes Jahr studiert hatten, sitne meritum Christi universale an particulare, (ob Christi Verdienst sich auf die ganze Welt oder nur auf einen Teil derselben beziehe). Antwort: particulare. Da läuft der Examinator zur Thür und ruft: „Nu, so heb ick nichts damit tho doon!“ Da rufen ihm beide nach: universale, universale! Darauf wandte er sich um und sagte: „Ja, so komm ick wedder.“ — Mancher Student zog halbe Semester lang umher durchs Land, mancher wanderte in einem Jahre über zwei, drei Universitäten, Testierbogen gab es nicht, nicht einmal Abgangszeugnisse wurden gefordert (wenigstens nicht überall), mancher wollte eine Zeitlang seine Studien unterbrechen, weil er keine Mittel hatte, wurde Präzeptor und blieb dann auf dem Gute seines Patrons, bis er von diesem auf eine erledigte Pfarre gesetzt wurde, ohne daß ein Superintendent von ihm etwas anderes gehört hatte als eine Antrittspredigt, wenn überhaupt diese. Und mancher, der heutzutage seufzt:

„Mich befällt ein leises Frieren,
Denk' ich der Examina!“

wird rückblickend auf das siebzehnte examensfreie Jahrhundert seufzen:

„O schöne Zeit, o goldne Zeit!“

Vielleicht gedenkt er auch der Kehrseite solchen Lebens. „Er macht in Eile neue Schulden, denkt auf Wegkommen mit Manier, fängt, als er im Borgkeller einen Hundssuff hat, mit einem andern an zu craquelieren, schlägt ihn an den Hals, daß der ihn vor die Klinge fordert, sticht ihn im dritten Gange durch, erklärt, daß seines Bleibens nicht länger wäre und entflieht.“ Nach Hause getraut er sich nicht, weil man sich dort seiner losen Streiche wegen längst von ihm losgesagt hat, so tritt er in eines Herrn Dienst, der ins Ausland, gegen die Türken oder den Venetianern zu Hülfe zieht, oder er tritt in heimische Kriegsdienste, wo er unter der wehenden Fahne auf alle seine früheren Schandthaten noch neue häuft, bis er irgendwo vom Feinde erschlagen wird, hinter dem Zaun verlassen und krank verkommt oder von ergrimmten Bauern zu Tode gemartert wird. Viele, die auf dem leichtfertigen Universitätsleben Schiffbruch gelitten haben, wohnen hernach in den verwüsteten Orten als arme Schulmeister und Glöckner in elenden Hütten. Jemand, der die Pennale einst am meisten vexiert hat und nun so kümmerlich sein Dasein fristet, erlebt es, daß einer der Pennale, der später in Amt und Würden ge-

kommen, mit vielen Pferden und Dienern wiederholt in den Ort einzieht. So oft er kommt, läuft der ehemalige Schorist von Weib und Kind fort ins Holz und wohnt dort einmal drei Tage in den Klüften im Winter, indem er sich mit Händen Wurzel gräbt, aus Angst vor Vergeltung. Mancher, der einst der stolzeste Professorenbursch war, ist zum Gaukler, Taschenspieler, Straßenräuber herabgesunken, ein anderer zieht handelnd mit Wetzsteinen durchs Land, ein anderer ist Botengänger oder Flurschütze, Höker, Kärner, Schäferknecht und dergleichen mehr. Wen diese Aussichten locken, der kann auch noch heute ohne Examen zu solcher Beförderung kommen.



VIII.

Der Graduierte.

Auf Grund der früheren Darlegungen könnte ein Leser zu dem Gedanken kommen, als ob wegen der vielen bösen Beispiele und Versuchungen auf der Universität der junge Student, oft zum Laster sogar gezwungen, notwendig immer verkommen müßte. Zur Beruhigung darf ich wohl sagen, daß es den meisten damals ging, wie es noch heute geht. Das Toben und Tollen hat nur eine Zeitlang Reiz, dann beginnt das Verständnis für die Pflicht sich durchzuringen. Ich will jetzt also ein freundliches Bild vorführen und stelle mir einen jungen Studenten vor, der durch Deposition und Absolution gegangen ist, auch in vollen Zügen eine Zeitlang das Studentenleben auf der Höhe genossen hat, dann sich angeekelt abwendet und nun in erwachendem Ehrgeize sich um die Erwerbung rechten Ansehens bemüht und festen Blickes auf die Stufen schaut, die er erklimmen muß, um den höchsten Rang unter den Graduierten, den Doktor, zu erlangen.

Da giebt's genug Prüfungen, die durch ihre Gründlichkeit ursprünglich das noch nicht vorhandene Abiturienten-Examen, sowie die späteren Amtsexamina ersetzen. Der strebsame Jüngling wurde einst beim Beginn seiner Studien im Mittelalter Auditor grammaticorum und trieb als solcher lateinische Schriftsteller, wurde dann Studiosus laureae, indem er zur Philosophie, Mathematik, zum Griechischen und zum Disputieren überging, und erreichte durch eine Prüfung den Baccalaureus, den untersten Grad nach einem Studium von etwa zwei Jahren. Weiter drang er vor zum Candidatus magisterii und erlangte durch eine Prüfung die Würde des Magisters. Später folgte die Licentia Doctorandi, Erlaubnis, den Doktorengrad zu erwerben, dann war er Licentiat. Den Schluß machte die höchste Würde, der Doktor. Im 17. Jahrhundert ist diese Ordnung vielfach verwirrt, oft ist der Baccalaureus mit dem Magister, der Licentiat mit dem Doktor verbunden, und da eigentlich einheitliche Praxis nur noch bei der Erteilung des letzten Grades bewahrt wird, so mag die Schilderung, wie jemand Doktor wird, hier nach einer Überlieferung aus Rostock folgen, die freilich erst von 1738 erhalten ist, aber die ursprünglichen alten Gebräuche deutlich darlegt.

Der Doktorand muß eingeschriebenes Mitglied der Universität sein, den Doctor in absentia, die Schmach späterer Zeit, kennt man zum Glück noch nicht. Er begiebt sich zu dem Dekan, um seinen Namen

anzugeben und die nötigen Ausweise über seine Person, seine bisherigen Würden, seine Lebensstellung u. s. w. vorzubringen, und dieser teilt alles dem Rektor zur genaueren Prüfung mit. Der Bewerber hat die Gebühren alsbald vorher zu bezahlen, weil es sonst wohl vorgekommen, daß einzelne vor Erledigung durchgebrannt sind, dem Fiskus der Fakultät 50 Gulden, an die Kanzlei $1^1/_2$ Gulden, dem Universitätsboten 7 Gulden und für Sonstiges 4 Gulden. Das ist freilich erst der Anfang der Kosten.

Der Examinand ladet die Examinatoren selbst ein, diese kommen zusammen und schwören in Gegenwart des Rektors vor dem Notar der Universität, daß sie frei von Haß und Gunst prüfen wollen, auch nicht Geld oder Geschenke vom Examinanden empfangen haben. Der Sekretär bringt letzterem die Nachricht, daß er kommen darf, ihm wird der Beschluß seiner Zulassung eröffnet, und er macht seinen Antrag in pleno, worauf er schwören muß, in keinerlei Weise, auch nicht auf Umwegen, den Examinatoren etwas geboten zu haben. Darauf fragt der Dekan zuerst, die übrigen Professoren der Reihe nach nach Alter und Zeit der Aufnahme, jeder stellt meistens drei Fragen, worauf der nächste folgt, und dieses Examen rigorosum füllt zuweilen Vor- und Nachmittag. Zur Erfrischung giebt es zwischendurch auf Kosten des Examinanden eine sehr gute Mahlzeit, dazu Malvasier oder Claret, jedoch darf der Examinand nicht trinken.

Es folgt die Inaugural-Disputation, nachdem dieselbe zwei Sonntage vorher öffentlich am schwarzen Brett angekündigt mit genauer Angabe des Gegenstandes, des Vorsitzenden und des Zweckes. Bei dieser Gelegenheit opponierten zunächst zwei Professoren und der Rektor, darnach aus dem Haufen, wer da wollte. Auch diese Handlung war zuweilen über Vor- und Nachmittag ausgedehnt.

Die ganze Angelegenheit ging nun an den Prokanzler, der dem Dekan der Fakultät die Macht gab, das Doktorat zu erteilen (den Bewerber zu promovieren). Abermals werden die Programme ans schwarze Brett geheftet, der zu Promovierende geht mit einigen Studenten, welche Paranymphen genannt wurden, zunächst zum Rektor und erbittet die beiden Scepter, die Zeichen höchster akademischer Würde, eins zu strafen, eins zu verteidigen; sodann ladet er die wichtigsten Persönlichkeiten zur Teilnahme an der Feier ein und schreibt nach alter Sitte an die Thüren: F. V. ad promot. D. (am fünften Wochentage zur Doktorpromotion). Meistens wählte man Dienstag oder Donnerstag zu dem Werke.

Um 10 Uhr versammelt sich das Corpus Academicum im Kollegiengebäude, und es zieht eine feierliche Prozession von dort aus der Marienkirche zu, von der her die Glocken rufen. Voran gehen Musikanten mit Zinken und Posaunen, es folgen mit Wachskerzen Knaben, die zwei Altersgenossen umgeben, die in der

Kirche hernach wichtige Aufgaben zu lösen haben. Sechs Paranymphen tragen silberne Becken mit den Fakultäts-Hüten, Handschuhen und Büchern. Der Rektor, Prokanzler und die Professoren führen den Bewerber, Doktoren, Prediger und Magister folgen.

In der Kirche ist mitten auf dem Hauptgange vor der Kanzel ein mit Decken verziertes Gehege errichtet, unterwärts nach der Orgel zu ist ein Katheder aufgestellt, mitten auf dem abgegrenzten Raume steht ein Tisch, auf den die Becken niedergesetzt werden, dazu wird ein rötliches Barett und ein Ring gelegt, ein anderer Tisch daneben trägt die Scepter.

Der Kandidat setzt sich unten an das Katheder, die andern ordnen sich auf den im Gehege befindlichen Seitenplätzen, jetzt werden zwei Doktoren abgesandt, um die Gesandten des Landesherrn und der städtischen Obrigkeit einzuholen, die kommen und nehmen die für sie freigelassenen Plätze ein.

Von der Orgel her erschallt ein zu dieser Handlung gesetztes Gedicht. — Einer der oben erwähnten zwei Knaben tritt vor und spricht ein Gebet in lateinischen Versen. Der Dekan der Fakultät, zu welcher der Bewerber gehört, betritt das Katheder und hält eine kurze Rede, etwa von der behutsamen Wahl eines Studiums, und schreitet dann zur Creierung des Doktors. Der zu Promovierende muß zunächst öffentlich den Doktoreid leisten; indem er an den Tisch hinantritt und die Scepter anrührt, spricht er die formulierten Worte, die

ihm der Pedell vorliest, nach. (Für diesen Dienst erhält der Pedell ein Geschenk in der Höhe eines Dukaten und bezeugt seine Freude, indem er ruft videte.) Es wird ihm ein offenes und ein zugeschlagenes Buch vorgelegt, mit dem Hinweise darauf, daß er bereits ohne Buch Wichtiges leisten kann, aber nicht aufhören darf zu lernen. Der Ring wird ihm angesteckt, damit er sich seiner bevorzugten Stellung bewußt werde, das Barett wird ihm aufgesetzt, und der Dekan spricht lateinisch: Ich N. N. mache (creiere) dich N. N. zum Doktor (beider Rechte, sowohl des kanonischen als auch des bürgerlichen), verkündige dich als solchen und mache diese Verkündigung öffentlich bekannt. Ich gebe und verleihe dir alle die dieser Würde zustehenden Rechte, Privilegien, Vorrechte, Freiheiten und Auskünfte u. s. w. im Namen der heiligen Dreieinigkeit. — Darnach verläßt der Dekan das Katheder, der neue Doktor besteigt es, ein zweiter Knabe tritt hervor und legt ihm eine natürlich vorher von der Fakultät formulierte Frage vor, die der Doktor sofort in ausführlicher Weise beantworten muß, er schließt mit dem Danke gegen Gott und alle Anwesenden, Rektor, Gesandte, Fakultät, schließlich auch an Zuhörer und Zuschauer seine wohlgesetzte Rede, wird nach dem Verlassen des Katheders von einem Diener an den ihm gebührenden Platz unter den andern eingewiesen und von den neuen Kollegen mit einem Kuß zum Zeichen der mit dem ganzen Orden zu haltenden Brüderschaft und mit Beglückwünschung

empfangen. Es folgt nun eine Musik von der Orgel her, und die Paranymphen teilen die von ihnen herbeigebrachten Handschuhe aus; alle, die im Zuge zu schreiten berechtigt waren, vom Rektor bis zu dem Magister hin erhalten ein Paar, und der Rest wird von den Paranymphen im weiten Wurfe über die Köpfe der Umstehenden hinausgestreut, wobei es natürlich nicht an Stoßen und Drängen der im Wetteifer Zugreifenden fehlt. Etwa zwölf Dutzend Handschuhe kommen so zur Verteilung. Jetzt ordnet sich die Prozession wieder in früherer Weise, die Gesandten reihen sich diesmal auch ein, und der Zug bewegt sich zu dem Orte, wo das Gastmahl gehalten werden soll. Es mag hier bemerkt werden, daß der Rektor für die Verleihung der Scepter ein Geldgeschenk von nicht geringem Werte erhält, auch erwartet man von dem neuen Doktor, daß er an die Bibliothek etwas gebe. Der Dekan empfängt zwei Ellen Sammet im Werte von 10 Gulden, gleichfalls der Vizekanzler; dagegen Damast wird den Professoren zu teil und zwar denen von derselben Fakultät 4 Ellen, den übrigen 2 Ellen; den Konsuln, Sekretären jedem 1 Elle. Man darf annehmen, daß die Kosten einer Promotion sich auf 100 Gulden belaufen, denn es will jeder, der auch nur die geringsten Dienste leistete, bei dieser Gelegenheit etwas für sich herausschlagen, vom Höchsten an bis zu dem Küster, der beierte, und dem Diener, der die Plätze anwies, und wenn einer von diesen vergessen

würde, so wäre es für den neuen Doktor arge Schmach, man darf aber annehmen, daß ein Übersehener sich schon wird gemeldet haben.

Was den Doktorschmaus anlangt, dessen Aufwand in obige Kosten noch nicht einbegriffen ist, so wurde er, da kein Privathaus die Teilnehmer fassen konnte, im sogenannten neuen Hause unter dem Rathause abgehalten, und erst später, als man die Einladungen beschränkte, im Hause des Dekans. Am Eingange wurde jeder in feierlicher Weise zum Zutritt eingeladen. Die Zahl der Gäste ist selbstverständlich an den einzelnen Orten und in den wechselnden Zeiten verschieden, die Neigung zu Einladungen auch der ferner Stehenden lag in der Zeit, die ja die ganze Trostlosigkeit des öffentlichen Lebens gar gern bei Schwelgereien vergaß; man lud also vornehmlich die Frauen und Töchter der Professoren dazu, und es fehlt nicht an Nachrichten, daß zu dem Gelage an einigen Orten auch die Studenten sich drängten, die dann dafür sorgten, daß Lärm und Tanz bis nach Mitternacht nicht fehlten. In Rostock gab es bei dieser Gelegenheit noch einen feierlichen Fackeltanz, den der Dekan ehrenhaft hinter den mit brennenden Fackeln voran springenden Paranymphen anführte.

Wenn wir hören, daß die Kosten eines solchen Doktorschmauses sich leicht auf weitere 100 Gulden beliefen, so merken wir, wie sich alsbald ein Mißton in die sonst so weihevolle und würdige Feier eindrängt.

Und es kommt unwillkürlich der Gedanke auf, daß Promovierung zu einer akademischen Würde wohl als ein gewinnbringendes und belustigendes Werk angesehen werden konnte. Die Versuchung zur Bestechung lag für den Ehrgeizigen, der nicht genug gelernt hatte, sehr nahe, und die Gier nach Gewinn in bedrückter dürftiger Zeit durchbrach die Schranke, die der Eid setzte. Ein Zeitgenosse schreibt: „Es mißfällt mir der große Mißbrauch, der mit dem Doktor-, Licentiaten- und Magisterhandwerk getrieben wird; die Universitäten prostituieren sich oftmals damit, indem sie Leuten solche gradus verleihen, die hienach zu solchen Dingen, die ihrem gradui nicht gemäß sind, gebraucht werden. Ich erinnere mich, daß einer bei einem vornehmen Herrn erst Hofprediger, ferner seiner Kinder Präceptor, Tafeldecker, Küchenschreiber und Kellermeister war, und wenn er gepredigt hatte, rief der Herr: Domine magister Johannes, lasset decken! Was für ein Mißbrauch mit diesen gradibus zu Hamburg und in der ganzen Christenheit vorgehen, davon will ich nicht sagen."

Nun gut, wenn jener so vorsichtig ist, zur rechten Zeit abzubrechen, so wird es für mich höchste Pflicht.



IX.

Der Kampf gegen den Pennalismus.

Es hat dies siebzehnte Jahrhundert trotz der Greuel der Verwüstung, die sich nicht nur an heiligen Stätten, sondern in allen Volksschichten, an den Fürstenhöfen und im Lagerleben, auf den Universitäten und den Dörfern zeigten, dadurch Anziehungskraft, daß sich der Kampf des Neuen mit dem Alten im öffentlichen Leben dort noch deutlicher offenbart als im Jahrhundert der Reformation. Unsere Hochachtung vor der mächtigen Kraft, die den Kampf gegen die Zersetzung unverzagt fortführte, den sie schon vor einem Jahrhundert aufgenommen hatte, wächst bei jedem Schritte vorwärts durch das Jahrhundert. Nur der ungeschichtliche Sinn läßt das Auge allein weilen auf dem traurigen Bilde des endlichen Zusammenbruchs eines Baues, der durch sieben Jahrhunderte bestanden hat, sieht nur den Qualm über lodernden Dorfstätten, den Dunst blutgetränkter Schlachtfelder, den Nebel, den Hungersnot und Pest wie ein langwallendes Gewand hinter sich dreinschleppen. Der ungetrübte Blick des Geschichtsfreundes sieht als-

bald, daß der Bauer wieder pflügt, der Lehrer lehrt, der Bürger hämmert und sägt, der Beamte anleitet und der Fürst regiert. Ja, es erfaßt uns Rührung und Stolz, wenn wir, nachdem der große Krieg ausgetobt hat und alles mit Moder und Totengebeinen bedeckt sein müßte, plötzlich entdecken, daß das Volk wieder überall arbeitet. Jetzt erst zeigt sich die Wirkung des Geistes, den die Reformation befreit hatte. Nichts ist ungerechter, als zu behaupten, daß er nur den Verfall gebracht. Er fand das Volk im Niedergange vor und ist allerdings nicht im stande, das, was das Mittelalter verschuldet, mit einem Schlage wieder gutzumachen, das Volk bis in alle Tiefen hinein zu verjüngen. Er wirft sich dem Sturz des Gebäudes entgegen, aber vermag es nicht dauernd zu stützen, es bricht über ihm zusammen, aber mitten aus der Staubwolke ringt er sich hervor, ungebrochenen Mutes, und nun beginnt er seinerseits das Bauen, langsam und vorsichtig, so in dem Staat wie in der Stadt, um den einzelnen herum und in ihm. Diese Erkenntnis ist es, die den Gang durch das siebzehnte Jahrhundert, der manchem wie ein Gang durch öde Nacht erscheint, stets wieder anziehend macht, man sieht die leisen Andeutungen des kommenden Tages, man ahnt das Werden eines neuen Reiches. —

Wie ich früher sagte, sehe ich die deutschen Studentenverbindungen wie eine Schöpfung reformatorischen Geistes an. Aber was in ihnen häßlich war, der oft erwähnte

Pennalismus, das heißt also die rohe Vergewaltigung, Vexierung und Ausbeutung der Neulinge durch die älteren Studenten, stammt aus dem Mittelalter. Es liegt etwas Zünftisches in ihm. Der Kaufmannsgeselle in Bergen ließ die Lehrlinge gleichsam durch Feuer und Wasser gehen, brachte sie beim Rauchspiele dem Erstickungstode nahe und lachte höchlichst ergötzt über ihre verzweifelten Gebärden, geißelte sie, daß das Hemd in Blut starrte und nötigte sie dann zur Aufwartung bei Tische. Männer wollte er erziehen, aber er benahm sich dabei wie eine rohe Bestie. Die Seeleute warfen im Angesichte gewisser Vorgebirge die Jungen, welche zum erstenmal vorübersegelten, an Stricken gefesselt ins Wasser und ließen sie so oft untertauchen, daß sie halb ertrunken schließlich wieder an Bord gehißt wurden. Die Münzer jagten ihre Neulinge in Narrenkleidern durch die Stadt und strichen sie wöchentlich zweimal durch eine bestimmte Zeit mit Ruten. Wir finden im Mittelalter fast überall den Brauch, die zu hänseln, die in die Lehre treten, anfänglich wohl nur, um ihren Mut, ihre Kraft und Nerven zu prüfen, später bei der Ausartung, um sich ein rohes Vergnügen zu verschaffen. Auch ist es überall Brauch, daß der Lehrling den Gesellen Beisteuer zu einem Schmause geben muß, und die Forderungen an den Geldbeutel steigern sich im Laufe der Zeit.

So ist denn das Pennalisieren nichts, was aus der Freiheit der Reformation, sondern was aus dem mittel-

alterlichen Verfall stammt, und wenn Eiferer gegen die Unsitte in ihrem sonst berechtigten Unwillen soweit damals gingen, daß sie behaupteten, der Pennalismus habe sich nur auf den lutherischen Universitäten eingebürgert, so beweist das, daß sie die Bewegung überhaupt nicht verstanden. Es zeichneten sich allerdings einige lutherische Universitäten, z. B. Jena, darin aus, aber den reformierten und katholischen war er sehr wohl bekannt. Man kann einfach auf den alten Brauch der Lateinschulen verweisen, wo schon die Bacchanten die Schützen gerade so ausbeuteten und mißhandelten, wie später die Studenten die Pennale. Das Unwesen wurde bei letzteren allerdings dadurch auf den Gipfel der Ausartung gebracht, daß sich die Nationen seiner annahmen, gleichsam System hineinbrachten; sie billigten nicht nur die Vexierungen, sondern sie ordneten sie an, deckten die Pennalisierer mit ihrer großen Macht und wehrten sich aufs äußerste gegen alle Maßregeln der Behörden, als gälte es, ihr eigentliches Heiligtum zu verteidigen. Darin liegt ihre Schuld. Jeder Stoß gegen das Pennalwesen mußte zugleich die Nationen treffen, es gewinnt eine Zeitlang den Anschein, als würden sie mit ihm unterworfen werden, fallen und vergehen. Dann tauchen sie geläutert wieder auf, und die Reformation hat über das Mittelalter gesiegt.

Der Kampf gegen den Pennalismus entwickelt sich wie der Verlauf einer Schlacht. Erst gehen Plänkler vor, werden zurückgedrängt und drängen wieder an;

dann entspinnt sich der Kampf auf der ganzen Linie, im entscheidenden Augenblicke werden die Reserven herangezogen, und der letzte Sturm verhilft zum Siege. Darnach deckt der Gegner seinen Rückzug, um sich, allerdings mit sehr geschwächten Kräften, immer aber noch trotzig, wieder zu sammeln. Man kann nicht sagen, daß die Universitätsbehörden allzulange gezögert hätten, in den Kampf einzutreten, vielmehr lesen wir schon hier und da von 1610 ab Verbote des Pennalismus; die sehr scharfen Ausdrücke beweisen, daß man dessen Verderben für das Studium sehr klar erkennt und zum Eingriff sich rüstet. „Durch diese schlimme Krankheit," heißt es wohl, „dieser und anderer Akademien wird wie durch pestartigen Brand und Krebs diese Akademie aufgerieben und schwindet zusammen. Wiewohl wir wiederholt beschlossen haben, durch die allerschwersten Strafen ihre Urheber wie faule Leichname vom gesunden und unversehrten akademischen Körper abzuschneiden, unsere ernstesten Erlasse durch Gesetze gefestigt und durch Strafen ausgerüstet haben, hat dennoch die eisenfeste, ja stahlharte Bosheit bisher nicht unterdrückt werden können, daß sie nicht alle Augenblicke gleichsam wie eine Flut herausbräche." Man erinnerte die Studenten an ihren Eid, durch den sie bei Beziehen der Universität Gehorsam geschworen gegen bestehende oder zu erlassende Gesetze, verbot, sich um die Nation zu kümmern und drohte die Relegation cum infamia für alle Zeiten. — Insbesondere thaten sich Jena und

Rostock im Kampfesernst hervor, wo freilich auch wohl der Pennalismus die ärgsten Auswüchse trieb. Noch aber war die Zeit nicht urteilsreif. Wenn die Kunde von dem wüsten Studentenleben wirklich einmal in weitere Kreise hinausdrang, gedachte der Vater mit Lächeln seiner Jugend, wie er es auch nicht anders gemacht, der Pastor tröstete ein unruhiges Gemeindeglied, daß nach seiner früheren Erfahrung die Sache auf den Universitäten nicht schlimmer sei als bei andern jungen Gesellen in Gewerk und Handel, die Zeit aber war dazu geneigt, ziemliche Roheiten gelassen zu ertragen, als müßten sie so sein, ihre Nerven waren stark.

Hier und da erhob nun wohl ein ernster Rektor seine mahnende Stimme laut, ließ seine öffentlich an der Universität gehaltene Rede drucken und sandte sie in die Welt hinaus. Er nannte die Schoristen dann rücksichtslos Wölfe an Raubgier, Ochsen wegen ihres nächtlichen Brüllens, Tyrannen durch ihre Härte, Spötter wegen ihrer Gottlosigkeit. Er erzählte, was er selbst gesehen oder glaubwürdig erfahren, daß z. B. die Schoristen im Auditorium, das Gott und dem Studium geweiht wäre, gesoffen und sich geprügelt hätten, die verschlossenen Thüren an Sonntagen betrunken aufgesprengt, dann vom Katheder geredet und die Stimme der Lehrer nachgemacht. Ja er konnte Fälle berichten, in denen ein Pennal durch die Schoristen zu Tode gemißhandelt war. — Oder einer jener wackern lutherischen Pastoren,

die Menschenfurcht nicht kannten, kündigte in einer Predigt auf der Universitätsstadt an, daß er am nächsten Sonntage gegen das Unwesen predigen würde. Dann suchten sich etwa die Schoristen in seiner nächsten Nachbarschaft die Wohnung eines Pennals, zwangen diesen zum Traktieren und lärmten und schimpften laut und tranken tobend auf das Verderben aller Patrone der Pennale. Die Predigt wurde dennoch gehalten, war ehrlich gemeint, sie deckte rückhaltlos alle Schädlichkeiten und Gefahren auf, nahm auch die stets vorgeschützten guten Zwecke der Nationen vor, Hegung der Freundschaft, Unterstützung der Armen, Pflege der Kranken, Ausgleichung der Händel, Erziehung der Jugend, und zeigte schlagend, wie das Gute längst vergessen und überall vom Bösen verdrängt war. Die scharf Vernommenen waren ihm, wie er offen auf der Kanzel sagte, Säurüssel, Vollfresser, Schlingochsen, Gassenräuber, Geilspatzen. Er benutzte die Worte: „So oft ich mich diesen Guckucken, die ihren eigenen Namen immerdar, wiewohl über andern, im Schnabel führen, erinnere, kann ich mir keine Scythen, Goten, Tartaren, Mohren (denn sie sind Menschen), keine Wölfe, Bären, Basilisken (denn sie sind Tiere), keine Asmodi, Beelzebub, Satan, Belial, Behemoth, Leviathan (denn sie sind Teufel oder des Teufels Figuren) vorbilden, sondern weit häßlichere, garstigere und abscheulichere Dinger, daß auch in der Armut deutscher Zungen kein Wort zu finden, so die Bosheit genugsam ausspreche.“ Sein

ehrliches Poltern hatte zunächst natürlich die Wirkung, daß in einer der nächsten Nächte ein fürchterliches Gebrüll vor seinem Hause sich erhob, man stieß arge Drohungen gegen ihn aus und warf ihm wohl die Fenster ein. Ja, es kam vor, daß ein Pastor, der nicht minder offen seinen Unwillen gegen die Schoristen ausgesprochen, beschimpft und in Gegenwart von Frau und Kindern geprügelt wurde.

Aber solche furchtlosen Zeugnisse machten doch Eindruck, zumal wenn sie gedruckt und reichlich verbreitet wurden. Sie schärften den Behörden die Gewissen und trieben sie bei gebotener Gelegenheit zu entschlossenem Vorgehen. Einer der Fälle, die zum Einschreiten Veranlassung gaben, mag hier genauer erzählt werden.

Im Jahre 1639 (man beachte, daß die hier geschilderten Kämpfe mitten in die heilloseste Zeit des großen Krieges fallen) kam Theodor Holtzdorf zum Rektor der Universität Rostock und beschwerte sich über Folgendes: Sein Pennaljahr sei jetzt auf itzliche Tage verflossen, er wolle nach Kopenhagen reisen, da er eine Kondition bekommen. Er sei zum Senior ihrer Nation (Märker), Höpner, gegangen und habe ihn gebeten, daß er möchte absolviert werden, der aber habe geantwortet, es wäre in der Nation beschlossen, sechs Wochen übers Jahr nachzubleiben. Darauf geht Holtzdorf mit zwei andern zu ihm und bittet, die Nation zu berufen, Höpner aber erklärt, er wollte es so haben: Hielte er

nicht ein Jahr, sechs Wochen, sechs Tage, sechs Stunden, sechs Minuten aus, so sollte ihm nachgeschrieben werden. (Denn auch in Kopenhagen herrschte der Pennalismus, und jene Universität stand in Kartellverhältnis zu der deutschen.) Holtzdorf bat zum drittenmale und erhielt denselben Bescheid. Später sandte der geärgerte Senior ihm einen Konvokanten zu, ihn zu sich zu fordern. Er lehnte es ab, weil er keine Schuhe habe. Abermals schickte Höpner, er sollte kommen, sonst sollte ihm etwas widerfahren, auch sollte er den Brief von Kopenhagen mitbringen. Er antwortete, er käme nicht, er könnte es zulassen, daß er zu ihm käme; und als der Konvokant das Höpner sagte, schlug dieser ihm dafür ins Gesicht, aber der Getroffene wehrte sich. Höpner versuchte nun ein anderes Mittel, den Pennal in seine Gewalt zu bringen, ging zu einem Burschen, bei dem er noch mehrere zuzog aus einer andern Nation (Lüneburger) und bestellte Holtzdorf dorthin, dieser aber schob wieder seinen Schuhmangel vor. Man schickte ihm Schuhe, er verweigerte die Benutzung, denn er wußte, was man ihm zugedacht hatte. Die Lüneburger hatten vor einigen Tagen einen Junioren bekommen, dem sie Salz in die Nase gestopfet und Hede darüber gestoßen mit einem Stock und also gerieben, daß er bluten müssen. Darnach hatten sie ihm Bricken an die Haare gebunden und ihm dieselben im Gesicht entzweigeschlagen. Andern hatten sie Haare und Bart weggenommen. (Weil er, Holtzdorf, hiervon solchen Abscheu gehabt, hatten sie 20 Reichs-

thaler in die Nation gefordert, er habe es mit Thränen auf $4\frac{1}{2}$ Reichsthaler erhalten, auch gegeben.) — Darauf abends zwischen 9 und 10 Uhr kamen ihrer fünfe, darunter Höpner, mit bloßen Degen in seines Wirtes Haus, er aber versteckte sich. Jetzt klagten also der geängstigte Pennal und auch sein Wirt beim Rektor, der die Sache alsbald sehr ernst auffaßte und seine Kollegen mit fortzog. Alle schoristischen und pennalistischen Handlungen wurden untersagt. Gegen die Übertreter des Verbotes sollten folgende Strafen in Anwendung kommen: Man wollte seitens der Behörde in ihre Heimat an Obrigkeit, Eltern und Verwandte schreiben, sie zurückzurufen. Geschähe solches nicht, sollten sie relegiert werden. Kein Professor sollte die Trotzigen an seinem Tische dulden, kein Konvikt sie speisen, sie sollten zu keiner Disputation zugelassen werden und in Rostock gar keine Zeugnisse, Ehren, Titel und dergleichen von der Universität erhalten. Da ferner bei den frühern Verboten die Studenten den Ausweg gefunden, daß wohl der Pennalismus verboten sei, aber nicht die Verbindung, so wurde nun ausdrücklich allen aufgegeben, ihren Austritt aus den Nationen zu erklären. Die Senioren und Fiskale sollten ihre Titel ablegen, keine Neulinge aufnehmen, keine Zusammenkünfte mehr berufen, kein Geld mehr für die Kasse fordern u. s. w.

Dieses anscheinend entschlossene Vorgehen hatte nur geringen Erfolg. Der Senior der Märker ging aus

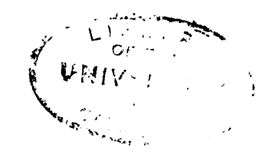
Rostock fort und vielleicht eine ziemliche Anzahl aus der Nation mit ihm. Drei Jahre später war das Unwesen in voller Blüte, unverkümmert bestanden die Nationen fort, unbeirrt wurde weiter pennalisiert. Abermals wurden Programme veröffentlicht, die das Verbot gegen die Versammlungen der schändlichen Schmarotzer, Prasser, geldverschlingenden Geier erneuerten. Bloße Anmeldung bei der Nation sollte mit Relegation bestraft werden, Eide wurden den Ankommenden abgenommen, den Verbindungen nicht beizutreten, und als neue Strafe drohte Kirchenzucht, Verweigerung der Absolution und Ausschließung vom Abendmahl. Der erste Angriff hatte aber die neun Nationen in Rostock zur festen Vereinigung getrieben. Der Eid wurde umgangen, indem man dafür sorgte, daß, ehe er geschworen wurde, schon die Anmeldung bei der Nation geschehen war, und gegen die Kirchenzucht und sonstigen Drohungen richteten alle Studenten einmütig ein sehr besonnen gehaltenes und geschickt abgefaßtes Schreiben, worin sie erklärten: „Gegen Ausschreitungen wollten sie dem Rektor beistehen, die Pennalerei bekämpfen, aber der Respekt der Jüngeren vor den Älteren müßte bleiben, wenn die Akademie nicht auf den Stand der Trivial-Schulen herabsinken sollte. Die Zusammenkünfte zur Ergötzung zu verbieten, läge keine Ursache vor. Gegen die Schmähworte setzten sie ihre studentische Würde. Die einstigen Stifter der Nationen seien jetzt hochangesehene Männer in Ehren

und Würden, ob diese denn zugäben, daß sie einst einer Schelmenzunft gedient hätten?“ Der Widerspruch stärkte sich schließlich so sehr, daß ein Auszug aus der Stadt zu drohen schien. Die Professoren bekämpften sich selbst im Konzil. Schließlich erreichten die Studenten einen Vergleich, in dem ihnen freundschaftlichen Zusammenschluß der Landsleute und gelegentliche Zusammenkünfte zugestanden wurden gegen Abthuung des Unfugs, d. h. es blieb eigentlich alles beim Alten.

In Jena kam es bald auch zu einer Auseinandersetzung 1644. Bei einem Pennalschmause brach Uneinigkeit aus, der Pennal, der der Gastgeber war, schlug etliche nieder und suchte dann natürlich gegen die Wut der Burschen sein Heil in der Flucht. Er stürzte ins fürstliche Schloß. Seine Gegner wollten ihn herausholen und rannten gegen das Thor, einer brach hindurch, wurde nun inwendig festgenommen. Jetzt rotteten sich die Massen zusammen, schossen sogar gegen das Schloß und verlangten Herausgabe, und die Sache wurde so gefährlich, daß der Herzog Wilhelm, dem alsbald nach Weimar Bericht gesandt war, mit etlichen hundert Mann Landvolk und Soldaten, auch mit zwei Geschützen, anrückte, den Markt und die Gassen besetzte und sich so zum Herrn der Lage machte. Alle Studenten wurden gezwungen, ins Kolleg zu kommen, und wurden dort entwaffnet, die Haupträdelsführer in Haft genommen. Mehr aber wagte man nicht gegen die Empörer zu thun, um den Bogen nicht allzu straff

zu spannen. Man erneuerte die schon früher gegebenen Verbote und Drohungen, ähnlich wie in Rostock, und eigentlich blieb wieder alles beim Alten. —

In gleicher Weise wurde der Kampf auf der ganzen Linie betrieben, alle Universitäten versuchten den Angriff, und überall wurden zunächst die Behörden zurückgeworfen. Um die Möglichkeit eines jahrzehntelangen Widerstandes zu verstehen, muß man bedenken, welche Macht die Studenten auf den Universitäten stellten, sobald sie geschlossen vorgingen. Natürlich schwankten die Zahlen des Bestandes in der unsicheren Zeit, bald zogen sich die Studenten von der kriegsbedrängten Gegend fort, bald flüchteten sie vor der Pest. Aber immerhin dürfen wir annehmen, daß in der Kampfeszeit Rostock über 800, Jena gegen 1200 Studenten zählte. Leipzig brachte seine Zahl gar auf mehrere Tausende. Diese aber waren kräftige, waffenkundige junge Männer, die im tollen Mute vor Gefahren nicht zurückbebten, sondern sie oft herausforderten; dazu kam, daß sie völlig geordnet und gegliedert waren und in entscheidender Stunde geschlossen unter ihren Führern, den Senioren, dahermarschierten. Stürmten die Haufen unwillig, aufgeregt, erbittert durch die Gassen, dann bedeuteten sie eine Macht, vor der mehr als einmal Rektor und Konzil erbebten, der Ruf „Bursche heraus“ war den ruhigen Bürgern ein Schreckensruf, denn man konnte dann wohl annehmen, daß Blut geflossen war oder fließen würde. In Leipzig



tobte einmal in den Straßen ein Kampf zwischen Studenten und Soldaten, erstere wurden zurückgedrängt und machten ihr Kollegiengebäude zur Festung. Karzerstürmen war nichts Seltenes. Die Ermahnungen der Pedelle wurden verlacht. Was hatte man aber für Strafen, den Trotz zu dämpfen? Im Anfange des Jahrhunderts war es in Rostock noch möglich gewesen, einem Gesetzesübertreter aufzugeben, eine Rede des Cicero auswendig zu lernen und sie später vor dem Konzil aufzusagen. Aber hernach wirkten selbst Geldbußen, die man ohnehin nicht so hoch bemessen konnte, und Relegationen nichts mehr. Die Betroffenen zogen lachend auf andere Universitäten, wo man sie als Helden feierte, oder die Studenten machten deren Sache zur gemeinsamen und erhoben sich und drohten im schlimmsten Falle mit dem Wegzuge. Nun aber lebten besonders die kleineren Städte ganz allein von den Studenten. Es war nichts Geringes, wenn plötzlich tausend Mann den Rücken wandten und sich über die anderen Universitätsstädte zerstreuten, natürlich erschraken die Bürger vor solcher Drohung noch mehr, als vor dem Toben der Aufgeregten.

Nicht leicht waren die Studenten mit der äußersten Maßregel bei der Hand, denn sie bedeutete doch zunächst für einen großen Teil eine lange Zeit der Entbehrung und des Mangels, aber es fehlt durchaus nicht an Versuchen, sie anzuwenden. Dabei ist zu beachten, daß die Pennale, um derentwillen zumeist der Krieg

entbrannt war, unbedingt auf Seiten der Studenten standen, sie wollten gar nicht befreit sein; hatten sie so lange das Joch getragen, so wollten sie es noch weiter tragen bis ans Ende, um dann in die Vorteile einzutreten und nun wieder von dem Nachwuchse zu leben, oder sie waren zum blinden Gehorsam durch Furcht erzogen, genug, von den Pennalen wäre wohl kaum jemand bei einem Auszuge zurückgeblieben, schon in der Erkenntnis, daß er alsbald auf allen Universitäten verfehmt wäre.

Es ist erklärlich, daß gegenüber solcher Macht auch die Professoren oft verzagten und furchtsam zurücktraten oder kleinlaut den Kopf hängen ließen. Auch die Professoren waren Kinder der Zeit, die meisten hatten ein böses Gewissen, weil sie in ihrer Jugend einst das getrieben hatten, was sie nun anfochten, und die Studenten sagten es, wie ich bemerkt, gerade ins Gesicht. Ihr eigenes Leben war vielfach nicht derart angelegt, daß es die Prüfung eines scharfen Sittenrichters vertragen konnte. Wir erfahren, daß sie gelegentlich auf einer Universität die Zeit, wo alles drunter und drüber ging, wahrnahmen, um Kapitalien der Universität zu unterschlagen und unter sich zu teilen; Hunger und Darben, das sie mit ihren Familien zu ertragen hatten, beraubte sie wohl des frischen Mutes und des Ehrgefühls, sie gönnten sich oft gegenseitig das Brot nicht und versuchten sich die Zuhörer abspenstig zu machen, sie freuten sich über Niederlagen, die ihr Nebenbuhler

erlitt, sie erhoben in den Konzilssitzungen gereizte Vorwürfe gegeneinander, wollten immer dem Nächsten die Schuld am Sittenverfall zuschieben — und sorgten wohl selbst dafür, daß die Studenten erfuhren, wie sie für die angefochtene Sache eingetreten, damit doch ja die Studenten dankbarerweise ihre Kollegien füllten und ihnen die Gulden zuwandten, die sie dem gehaßten Gegner entzogen. War es nicht eine angenehme Sache gewesen, mit den Studenten bei den Pennalschmäusen zu trinken, immer auf fremde Kosten? Hatte es sich nicht gelohnt, daß man gelegentlich einmal ein Auge zudrückte? — Die bessere Hälfte hatte es geraten und wie immer recht gehabt, denn die klingenden Thalerstücke verkündigten ein sehr eindringliches Lob der Umsichtigen. Dazu kam, daß sie selbst daran dachten, nächstens einen Sohn auf die Universität zu schicken, für den man die Gunst der Studenten rechtzeitig erwerben mußte, daß man auf die Verwandtschaft und Freundschaft und die Gunst der Mächtigen Rücksicht nehmen mußte. Es geschah wiederholt, daß die Fürsten des Landes durch ihren Machtspruch die Relegation aufhoben, ein Hofgerichtsrat drohte, es würde kein adliger Student mehr auf die Universität kommen, Magistrate der Städte nahmen zuweilen sich der Verurteilten an, von den Bürgern zu schweigen. Und endlich standen Universitäten gegen Universitäten. Wenn irgendwo scharfe Maßregeln gegen den Pennalismus ergriffen wurden, dann freuten sich wohl im

stillen andere Hochschulen, denn dann durfte man erwarten, daß die eine Universität an Zahl gewinnen würde, was die andere verlor. Als der mutige Rostocker Pastor, von dem oben geredet, mächtig seine „Friedensposaune“ gegen die Studenten schallen ließ und seine Schriften an andere Universitäten sandte, um sie alle zum Einschreiten aufzurufen, hielten die Leipziger Professoren ihn nicht einer Antwort wert. Der Schuster solle bei seinem Leisten bleiben, es gezieme sich nicht für einen Geistlichen, sich um die Sachen sehr zu bekümmern, die mit seinem Amte nichts zu thun hätten. Und als Wittenberg sie aufrief zu gemeinsamem Kampfe, lehnten sie ihn ab, weil sie nicht mit dem Auslande in Kartell treten wollten.

Aber das gemeinsame Vorgehen wurde doch durchgesetzt. Es ging so, wie es heute geht mit dem Kampf zwischen Arbeitern und Arbeitgebern. Anfangs sind die Arbeiter die starken, weil sie geschlossen marschieren und streiten, und ein Besitzer sieht mit gewisser Schadenfreude auf den durch den Streik Betroffenen, weil ihm mehr Arbeit zufließt. Dann aber allmählich fühlt jeder Besitzer an eigenem Leibe die wachsende Macht der Arbeiter, und durch die Not sehen sich dann die Arbeitgeber ihrerseits gedrängt, sich zu verbinden, und wenn sie fest zusammenhalten, gehört ihnen immer der Sieg.

Vom Jahre 1638 an betrieb besonders Wittenberg in beharrlicher Weise das Werk der Einigung der

Universitäten gegen den Pennalismus. Die Vorschläge waren sehr verständig. Jeder Rektor, jeder Professor sollte die Sache zur eigenen machen, den säumigen Kollegen antreiben, und wenn es sich um das Gericht gegen solche handelte, die Tischbursche eines Professors waren, sollte letzterer nicht an der Beratung teilnehmen. Der Schorist sollte zum Ersatz des Schadens angehalten und dann relegiert werden, und das Urteil sollte in seine Vaterstadt gelangen und an alle vereinigten Universitäten, und nirgends sollte er wieder aufgenommen werden. Nur die relegierende Universität sollte einem ernstlich Reuigen nach freiem Ermessen Verzeihung gewähren dürfen. Alle Neuzuziehenden sollten mit der Ordnung bekannt und durch einen Eid gebunden werden. Wer aber zwei- oder dreimal als rückfällig relegiert war, sollte nie wieder aufgenommen werden. Alle Stadtobrigkeiten sollten um Beistand gebeten sein und die Pedelle zum eifrigen Nachspüren angetrieben.

Noch tobte der große Krieg, noch ging der Verkehr von einer Universität zur andern langsam und unsicher, es wurden von den lauernden Studenten Senatsbriefe aufgefangen und beseitigt; aber endlich war doch ein Bund von acht Hochschulen gegen den Pennalismus zustande gekommen. Damit war ein großer Schritt vorwärts gethan. Diese Einsichtigeren setzten sich später in Verbindung mit den Landesfürsten, die sich nach dem Abschluß des westfälischen Friedens wieder mehr um die inneren Angelegenheiten kümmern konnten und

drängten darauf, daß sie, wenn sie einen Reichstag bezögen, versuchen sollten, die Stände zum Beistande bei der Bekämpfung des Verderbens zu veranlassen. So setzten die Kurfürsten und Stände augsburgischer Konfession 1654 auf dem Reichstage zu Regensburg durch, daß Pennalismus und Nationalismus scharf bei Gefängnisstrafe verboten wurde; den Relegierten sollte im Staate kein Ehrenamt zugänglich sein und Ausschluß von Diensten im geistlichen und weltlichen Stande folgen. Solcher Beschluß ging nun zur Veröffentlichung am schwarzen Brett allen Universitäten zu.

Der Leser wird doch nicht etwa meinen, daß bei dem Auffahren schweren Geschützes die Studenten sehr schnell den Mut verloren hätten? Ich denke, er hat sie besser beurteilen gelernt. In demselben Jahre noch, als man in Jena den Studenten das Degentragen verbot, zogen sie durch die Stadt, und jeder ließ sich seinen Degen auf einem Schubkarren nachfahren. In Rostock aber sah man bei einem gleichen Verbote 1656 am dritten Tage die Bedrohten in langem Zuge aufziehen, zwei und zwei nebeneinander, stolz den Degen umgürtet; sie hielten eine Protestversammlung, in der es zur Erwägung stand, ob man nicht das Haus des Rektors stürmen sollte. Und dann ließen die Professoren sich wieder zu Verhandlungen herbei, und die Studentenschaft siegte, indem man das Verbot nur für Kirche, Kolleg und Wirtshaus gelten ließ. In Jena mußte sich die Masse noch wiederholt in

Tumulten austoben, bevor sie allmählich nachgab. Es war alte Sitte, daß Jenaer Studenten auf die Naumburger Messe zogen, um dort allerlei Unfug zu treiben. Damals nun ritt einer in greulichem Narrenhabit auf einer langen Stange herum und sogar in die Kirche. Andere bestellten, weil einer unter ihnen unterwegs gestorben wäre, ein ordentliches Leichenbegängnis, bezahlten die Geistlichkeit und die Schule. Der Sarg wurde unter großem Geleite auf den Gottesacker gebracht, dort noch einmal geöffnet, und darin lag — ein Hering. — Durch einen Schwarm Studenten wurde der Wagen einer durchreisenden Fürstin angehalten, einer stieg hinein und drehte ihr den Hut um mit den Worten: „Ich geb einen Dreier und dreh einmal."

Solcher Übermut gab Veranlassung, daß schärfere Verordnungen seitens des Herzogs gegen die Studenten ergingen. 1665 kamen zwei in Jena im Mai Relegierte im Juni schon zurück und trieben ihre Tollheiten noch ärger als vorher. Auf die Beschwerde des Konzils sandte der Herzog Wilhelm einige Räte aus Weimar zur Untersuchung, und da die Studenten ob dieses Eingriffes in ihr Vorrecht sehr unruhig waren, so wurde eine Bürgerwacht bestellt. Bald darnach brach in einer Nacht ein Tumult der über diese ungewohnte Sache erregten Studenten aus, und die Wache wurde beschimpft, indessen gelang es, einige Studenten zu fassen und auf den Karzer zu setzen, worauf ein Sturm ausbrach, der sich auf die Befreiung der Genossen

richtete. Eingeschüchtert gab man nach und begnügte sich mit der Weisung an die Freigelassenen, Stubenarrest zu nehmen. Die Professoren traten dann zusammen zur Beratung über Bestrafung des einen Aufwieglers mit Relegation, aber gegen hundert Studenten drangen zu ihnen und drohten, daß sie sich des Gemaßregelten annehmen würden, weswegen man keine Relegation wagte. Der Herzog befahl Verstärkung der Bürgerwehr. In den nächsten Nächten entstand darob ein größerer Tumult, abermals ward die Wache beschimpft, und viele ehrliche Leute wurden gekränkt. Der Prediger bat am Sonntag mit Thränen von der Kanzel, von der gottlosen Weise abzulassen, vergebens; in der Nacht brach der Lärm wieder los, so daß der Fürst befahl, der ganze Bürgerschaftsausschuß sollte mit geladenem Gewehr antreten. Am Abend griffen die Studenten mit Steinen und Puffert an, der Offizier ließ feuern, und es fielen vier Studenten. Darauf absolvierten die Studenten alle Pennale und erklärten ihre Absicht, alle nach andern Universitäten zu ziehen; wer zurückbleibe, solle unehrlich sein. Der Herzog bot schnell aus der Ritterschaft und den Bauern eine große Mannschaft auf zu Fuß und zu Roß, zog heran, ließ die Rädelsführer fangen; die andern wurden gezwungen zu geloben, alles abzuthun, was sie gegen die Universität gehabt hätten. Dann wurden die alten Gesetze gegen den Pennalismus verschärft und veröffentlicht. Kein Pennal sollte sich in Zukunft noch durch seine Tracht

kenntlich machen. Diese Niederlage scheint die Studenten in ihrer Widerstandskraft gebrochen zu haben.

In den sechziger Jahren begegnen wir den letzten Zuckungen des Pennalismus. Hier und da wollen die Pennale ihrer absonderlichen Kleidung nicht entsagen, ja, sie gehen auf die Dörfer und leiden Hunger, nur um ihre Tracht zu behalten. Relegierung, Fenster einwerfen, Rotten, Relegierung — so ungefähr hört man es überallher schallen. 1662 müssen die Nationen in Rostock ihre Bücher, Laden und Siegel abliefern, und sie gehorchen. Das geschlossene Vorgehen der Behörden hat gesiegt. Man hört am Schluß des Jahrzehntes nirgends mehr etwas Wichtiges über den Pennalismus.

Sehr zu beklagen wäre es gewesen, wenn in diesem Kampfe, in dem die Nationen sich mit dem Pennalismus eins erklärt hatten, erstere mit letzterem zugleich verschwunden wären. Bald aber kann man merken, daß zunächst im geheimen, nach wenigen Jahren aber ganz öffentlich sich die Verbindungen an allen Universitäten wieder aufthun, in Wirklichkeit waren sie wohl niemals ganz eingegangen. Senioren, Fiskale, Bücher, Konvente, Laden — alles fand sich wieder vor, nur daß das wüste Agieren der Pennale nicht wieder aufgenommen wurde und man etwa einen Professor oder Pastor am Orte um Übernahme des Patronates und Aufbewahrung der Lade in seinem Hause ersuchte.

Schon daraus ergiebt sich eine große Veränderung in der Lebensrichtung der Verbindung. Im Studenteneid stand allerdings die Formel: „Ich schwöre auch, daß ich mich von den nationalen Kollegien oder irgend welchen verbotenen Verbindungen durchaus fernhalten will, die Absolution nicht dulden und nicht erteilen und dazu für den Antritt und für den Abgang nichts erlegen, versprechen, anbieten oder auch von selbst Angebotenes zulassen, auch nicht über andere Studenten Herrschaft ergreifen oder den sich solche Anmaßenden gehorchen.“ Aber man sah die Verbindungen als neue an, die nicht zu den einst verbotenen gehörten; der Eidabschnitt wurde allmählich gegenstandslos, und es wurde dann wohl seine Aufhebung beantragt. Auf manchen Universitäten erhielt sich sogar der Beanismus und die Deposition bis tief ins nächste Jahrhundert hinein, so in Jena und Wittenberg, nur daß man eifrig und richtig versicherte, daß die Handlung mit dem Pennalismus und der Absolution nichts zu thun habe, und alles Rohe dabei wegließ, man zeigte z. B. nur noch alte Marterinstrumente vor und erklärte ihre Bedeutung, um Ermahnungen daran zu knüpfen. Bald fielen auch die Possen weg, kurz, man lenkte in das mildere Fuchswesen über. Dennoch entsinne ich mich gar wohl, daß ein alter Lehrer mir früher erzählte, daß es ihm noch vorgekommen sei als Fuchs, daß gelegentlich bemooste Häupter, die ihn besucht, ihm ohne weiteres einen ihnen gefallenden Pfeifenkopf, Tabaksbeutel oder

dergleichen weggenommen hätten und gegen seine entrüsteten Proteste nur das Wort gehabt: „Schweig still, Fuchs!“ Da würde also noch in diesem Jahrhundert ein Rest des *Pennalismus* zum Vorschein gekommen sein.



Nachtrag.

Absichtlich habe ich in der Darlegung des Studentenlebens die Belege nicht fortwährend eingefügt, um den Gang nicht zu stören. Die benutzten Quellen und Schriften mögen hier folgen:

1) Disputatio Physiolegistica de Jure et Natura Pennalium . . . quam . . . excutiendam proponit Dn. Lucas de Penna, utriusque Grobianitatis candidatus . . . Anno 1611 (?). Excudebat J. Chr. Brandenburger.
2) Jus Potandi oder Zech-Recht von Blasius Multibibus, utriusque V. et C. Candidatus. Culmberg bey Piltz Paul und Schwamme Heintzen. 1616. Herausgegeben von Dr. Max Oberbreyer.
3) Joannis Quistorpii Oratio, in qua Schoristae Academiarum pestes delineantur. Rostock 1621.
4) Discursus Theoretico practicus . . . continens naturam et proprietatem Actionum pennalium, quem . . . in auditorio quasimodogenitorum discutiendum proponit Theopompus Innocentius Spuelwurm. Fuchtehudae, excudebat Tarquinius Superbus Impensis Petri tenacis. 1627.
5) Johannes Matthaeus Meyfartus, Christliche Erinnerung von dem auß den Evangelischen Hohen Schulen in Teutsch-

land an manchem Ort entwichenen ordnungen und Erbaren Sitten. Schleissingen. Johann Birck. 1636.

6) Joachim Schröder, Hellklingende und durchdringende Friedensposaunen. Rostock 1640.

7) Themata Medica de Beanorum, Archibeanorum, Beanulorum et Cornutorum quorumcunque affectibus et Curatione, ad quae . . . respondebat Cariollinus Tevetio Crufenas. — Cornanae, Wolfgang Blassinshorn. — Vor 1661.

8) Quaestio Status de jure et natura Beanorum . . . quam adseret et tutabitur Tyro de Afflictis. Leipzig 1661.

9) Ahasverus Fritschius, Ohnvorgreifliches Bedenken, wie denen Duellen und Balgereyen derer Studenten . . . zu steuren seyn möchte. Regensburg, Conrad Emmerich. 1686.

10) Laus Depositionis Beanorum, VI. Idib. Novembr. anno 1657 in alma Salana publice dicta a Valentino Hoffmann, Isnico-Pyrigeta, Academiae h. t. Depositore. Editio Secunda. Jena, Jakob Bauhofer. 1688.

11) Ritum Depositionis acdemicae in Universitatis, quam Albis alluit, Electoralis Auditorio minori . . . Praeses M. Jo. Christoph Senfftius et Respondens Jo. Valentinus Weisius, Wirsberga-Franci, publice Examini submittitur. Wittenberg, Kreusig. 1697.

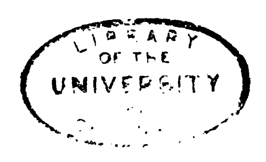
12) Kurtze Nachricht von der Akademischen Deposition, deren Ursprung, Absicht und heutigem Gebrauch . . . denen Neuen Herren Studiosis und andern zum Unterricht ertheilet von Frederico Benedicto Pfenning. Jena, Hellersche Officin.

18) Hermann Suden, Der gelehrte Criticus. Theil I. Leipzig 1707.

19) Lenz, de jure Studiosorum. Jena 1735.

20) Curiöse Inaugural-Disputation, von den Recht, Privilegiis und Prärogativen der Atheniensischen Professoren-Purschen wider die Bürger-Pursche und Communitäter, welche . . . zur öffentlichen Ventilation darstellet Cöcius Tappius Schlingschlangschlorum. — Athen, gedruckt . . . in diebus Canicularibus.
21) Rostocker Etwas. 1737. 1738. 1742.
22) Christian Schöttgen, Historie des ehedem auf Universitäten gebräuchlich gewesenen Pennal-Wesens. Dresden und Leipzig. Harpetern. 1747.
23) Tholuck, das akademische Leben des siebzehnten Jahrhunderts. Halle 1853.
24) Zehender, Die corporativen Organisationen im Studentenleben. Rostock 1876.
25) Dr. Ad. Hofmeister, Die nationalen Vereinigungen zu Rostock im 17. Jahrhundert. Vortrag, gehalten in Rostock 1898.
26) Handschriften aus dem Universitäts-Archiv.





Lehmann & Bernhard, Schönberg i. M.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

This book is DUE on the last date stamped below.

Fine schedule: 25 cents on first day overdue
50 cents on fourth day overdue
One dollar on seventh day overdue.

MAY 15 1947

LD 21–100m-12,'46(A2012s16)4120

YC 56208





